

Einführung	Was uns bleibt!	456
Themenheft	Aus dem Leben und Wirken von Dr. med. Eduard Blumberg	458
	Die Sozialhygienikerin Dr. med. Marta Fraenkel	463
	Der Dresdner Stadtschularzt Dr. med. Otto Kastner	466
	Leipzigs Nobelpreisträger für Medizin Sir Bernard Katz	469
	Der Arzt und Sportmediziner Willy Katz	473
	Zum Credo und Lebenswerk von Dr. med. Otto Michael	477
	Der Pädiater Siegfried Rosenbaum	480
	Biografische Fragmente von Dr. med. Berthold Seckelsohn	483
	Der Frauenarzt Prof. Dr. med. Felix Otto Skutsch	486
	Der Medizinhistoriker Owsei Temkin	490
	Jüdische Ärztinnen in Dresden	492
	85 Jahre Israelitisches Krankenhaus-Eitingonstiftung	495
Mitteilungen der KV Sachsen	Ausschreibung und Abgabe von Vertragsarztsitzen	498
Mitteilungen der Geschäftsstelle	Seniorentreffen der Kreisärztekammer Dresden-Stadt	499
	Konzerte und Ausstellungen	499
Personalia	Jubilare im Dezember 2013	500
Kunst und Kultur	Ausstellung: Doris Granz – Lichtung	502
Einhefter	Fortbildung in Sachsen – Januar 2014	



Erziehungsabteilung der
Städtischen Kinderanstalten



Judenlager am Hellerberg
in Dresden



Todesfallanzeige für Dr. Seckelsohn



Ausstellung Doris Granz

„Judenstern“ von Alice Latte, 1941, aus der Ausstellung „In den Tod geschickt“,
2009, Privatbesitz, © Henning Angerer

Sächsische Landesärztekammer und „Ärzteblatt Sachsen“:
<http://www.slaek.de>, E-Mail: dresden@slaek.de,
 Redaktion: redaktion@slaek.de,
 Gesundheitsinformationen Sachsen für Ärzte und Patienten:
www.gesundheitsinfo-sachsen.de

Was uns bleibt!

Im Jahr 2005, Heft 4, widmete das „Ärzteblatt Sachsen“ unter dem Titel „Ärzte und Medizin im Nationalsozialismus“ Beiträge zu Fragen nach der Rolle von Ärzten, der Medizin sowie nach dem Verhalten von nichtjüdischen Medizinern zu ihren jüdischen Berufskollegen in der Zeit des Nationalsozialismus ein Sonderheft. Unter Beachtung des historischen Kontextes wurde der Tatsache Rechnung getragen, dass dieses dunkelste Kapitel deutscher Geschichte eben auch Teil der sächsischen (Medizin-) Geschichte ist und dass auch in Sachsen Mediziner zu aktiven Wegbereitern, „willigen Helfern“ und „willigen Vollstreckern“ der menschenverachtenden Ausgrenzungs- und Vernichtungspolitik der Nationalsozialisten gehörten.

Im vorliegenden Themenheft soll nun – pars pro toto – jüdischer Mediziner gedacht werden, die nachweislich in besonderem Maße Opfer dieser Politik, Opfer der menschenfeindlichen Gesetze der Nationalsozialisten, der Restriktionen, der Ausgrenzung, Vertreibung, Verfolgung bis hin zur physischen Vernichtung wurden. Und dies war letztlich auch deshalb möglich – das sollte nicht unterschätzt werden – weil sie als jüdische Ärzte in entscheidenden Situationen – weder im April 1933 noch 1935, noch im Zusammenhang mit den Erlassen zum Approbationsentzug 1938 von irgendeiner Seite aus der Bevölkerung, auch nicht von ihren Berufskollegen, mit Beistand rechnen konnten.

Mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten am 30. Januar 1933 konnte sich sehr rasch ein langer und gründlich vorbereiteter politischer Umbruch vollziehen, in dessen Folge alle bisher geltenden und auch gelebten Werte – kulturelle, geistige, humanistische oder andere – buchstäblich mit Füßen getreten, ja, zerschlagen wurden. Die ersten, die die Folgen sofort zu spüren bekamen, waren neben den politisch Andersdenkenden die Juden. Antisemitismus wurde sofort praktizierte Staats-

doktrin. Die jüdischen Ärzte gehörten zu den ersten Berufsgruppen, die diesen Werteumbruch, der mit dieser Machtübernahme einherging, zu spüren bekamen, denn sie gehörten zu denen, die sofort auch beruflich ausgegrenzt wurden.

Die politische und gesellschaftliche Entwicklung, wie sie sich ab 1933 in Deutschland vollzog, und die Haltung, die ein Großteil der Bevölkerung und somit eben auch Mediziner dazu bezogen, kam nicht ex nihilo. Stets mussten sich auch Ärzte politisch positionieren und taten dies auch – in unterschiedlichster Weise. Denn so wie der Ärztestand trotz des ihn kennzeichnenden hippokratischen Eides, den alle in diesen Berufsstand Aufgenommenen abzugeben hatten, zu keiner Zeit eine homogene Berufsgruppe war, so waren natürlich auch deren politische Bekenntnisse unterschiedlich. Selbst und gerade die ärztlichen Standesorganisationen haben sich in diesem Umbruch arrangiert und sich für seine Ziele schnellstens „gleichschalten“ lassen. Und auch in Sachsen erfüllten sie, teilweise sogar in vorauseilendem Gehorsam, die für die nationalsozialistische Ideologie notwendigen propagandistischen und organisatorischen Funktionen. Neben der Rassenlehre, maßgeblich von Medizinern mitgetragen, war es vor allem die These von der „Überfremdung“ und der angeblichen Überfüllung des ärztlichen Berufsstandes durch jüdische Ärzte, die von den Standesorganisationen bereitwillig aufgenommen und als Mittel zur Ausschaltung jüdischer Kollegen benutzt wurde. Von ihrer Verdrängung profitierten bei weitem nicht nur die Berufsanfänger. So entbehrte die Hoffnung, zumindest die Standesorganisationen würden den jüdischen Mitgliedern in dieser ihre unmittelbare berufliche Existenz betreffenden und gefährdenden Situation beistehen, bald jeglichen Realitätssinnes. Das Ausbleiben einer in dieser Situation notwendigen geschlossenen solidarischen Haltung nichtjüdischer Ärzte gegenüber ihren jüdischen Berufskollegen wurde bittere Tatsache. Wohl gab es verein-

zelte Freundschaften, die sich in dieser Zeit zumindest partiell bewährten, aber ein umfassender Protest und ein ebensolcher verlässlicher Beistand nichtjüdischer Kollegen, der die soziale Existenz der jüdischen Kollegen hätte retten können, blieb aus. Diese Solidarität, diese Freundschaften, die gerade nach 1933 so bitter notwendig gewesen wären, sollten dann aber nach 1945 umso vehementer bekundet, beschrieben, ja beschworen werden. So schrieb 1946 Prof. Dr. med. Catel, ehemaliger Direktor der Kinderklinik der Universität Leipzig und selbst maßgeblich und aktiv an der Kindereuthanasie beteiligt, der allein in Leipzig 505 Kinder zum Opfer fielen: „...Ich habe auch nach 1933 unbeirrt meine Beziehungen zu Volljuden und Halbjuden fortgesetzt: Frau Seyffert, Karl Rothe Str. 2, starb 1944; Prof. Kochmann, Direktor des Pharmakol. Inst. der Uni Halle: ich wurde 1921 freiwillig sein Assistent; Dr. med. Walltuch: Er arbeitete mehrere Jahre als Assistenzarzt in der Kinderklinik. Wir veröffentlichten gemeinsam eine wissenschaftliche Arbeit. Später ließ er sich als Kinderarzt in Leipzig nieder, wo er kurze Zeit vor Kriegsausbruch verschwand (Sic! AL). Ich glaube, dass dieser aufrechte Mann mich in ebenso guter Erinnerung tragen wird wie ich ihn...“. Es sei hier die Überlegung erlaubt, warum Prof. Dr. Catel den „aufrechten Mann“ und Freund, als den er Dr. Walltuch sah, nicht gesucht hat – er hatte Autorität genug, sich solche „Nachfragen“ „leisten“ zu können. Und wusste er nicht allein seines Amtes wegen von den Verfolgungen und Restriktionen gegen die Juden? Fragen über Fragen...

Diffamierende und demütigende Maßnahmen zur weiteren Ausgrenzung von Juden, zum Beispiel die Kennzeichnungspflicht jüdischer Ärzte und Patienten quasi im vorauseilenden Gehorsam, wie in Leipzig nachweisbar, wurden sowohl aufgrund der Initiative Leipziger Mediziner und medizinischer Ämter als auch der strikten Sanktionierung durch sächsische Regierungsmitglieder möglich. Genauso entscheidend waren

die Bereitwilligkeit und die Initiativen nichtjüdischer Berufskollegen, die dazu erlassenen Maßnahmen schnellstens zu realisieren. Sächsische Ärzte waren nicht nur „am Rande“ mitbeteiligt an der systematischen Liquidierung geistig und körperlich Behinderter im Rahmen der verbrecherischen Euthanasieaktionen, die sich in Sachsen nicht allein auf Pirna-Sonnenstein konzentrierten.

Ca. 6.500 jüdische Ärzte sowie ca. 1.750 Zahnärzte und Dentisten waren seit 1933 im damaligen Deutschen Reich von den furchtbaren Folgen der Politik der Diffamierung, Ausgrenzung und Vertreibung betroffen. Die, die rechtzeitig emigrieren konnten, mussten ganz von vorn anfangen – oft in andere Berufe gehen.

1938 waren im damaligen sogenannten „Altreich“ noch 3.152 Ärzte jüdischer Herkunft tätig, als die nationalsozialistische Regierung am 30. September 1938 allen jüdischen Ärzten auf der Grundlage der Verordnung vom 25. Juli 1938 (RGBI Nr.122) die Approbation entzog. In Sachsen betraf diese Regelung nach gegenwärtigem Kenntnisstand 290 jüdische Ärzte.

Nach diesem berückichtigten 30. September 1938 durften im „Reich“ 709 jüdische Ärzte mit einer Ausnahmegenehmigung, die nur „widerruflich“ erteilt wurde, weiterarbeiten – als „Krankenbehandler“. Die Fachrichtung musste angegeben werden, Fachärzte durften sich jedoch nicht mehr als solche bezeichnen. In Sachsen betraf das 66 Mediziner (einschließlich Zahnärzte) speziell in Leipzig 14 Ärzte und in Chemnitz und Dresden je einen Mediziner. Sie waren nur zur Behandlung von Juden und der eigenen Familie zugelassen; solange die jüdischen Patienten noch kassenversichert waren, war für die behandelnden Ärzte eine Genehmigung durch die Kassenärztliche Vereinigung notwendig. Ein Viertel aller jüdischen Ärzte kam im Holocaust ums Leben. Zu ihnen gehört übrigens auch der erwähnte

Kinderarzt Dr. Walltuch, der mit seiner Familie in Belzyce, Gebiet Lublin, umkam. Zehn Prozent begingen Selbstmord.

Das Wissen um die Lebensleistungen dieser geächteten, zur Emigration gezwungenen oder im Holocaust vernichteten Mediziner kann heute nur noch eine unvollkommene Vorstellung davon vermitteln, welche unmittelbaren Folgen die antisemitisch ausgerichteten Restriktionen für die einzelnen Mediziner und Wissenschaftler und welche weitreichenden Auswirkungen sie nicht nur für das gesamte Spektrum der Entwicklung der Medizin und der Wissenschaftsentwicklung hatten. Sie lässt uns jedoch die Größe des unwiederbringlichen Verlusts an Menschen, an Wissen, Fähigkeiten und Erkenntnisse und somit an menschlichen und geistigen Werten erfassen. Die Beschäftigung mit der Geschichte der Verfolgung, Vertreibung und Vernichtung jüdischer Berufskollegen konfrontiert uns somit zugleich mit den Lücken, die diese Verfolgungs- und Vernichtungspolitik der Nationalsozialisten auch in Sachsen nicht nur in das einst kollegiale Miteinander und in die medizinische Versorgung aller Patienten gerissen hat. Was dabei aber nachdenklich stimmt: Der immense Verlust an Menschen, an ärztlichem Wissen und Können, an Möglichkeiten medizinischer Fürsorge und an reicher Erfahrung – fiel er je auf? Nahezu vergessen sind nämlich die meisten dieser Mediziner und Wissenschaftler heute, deren Wissen und deren Erkenntnisse man aber durchaus noch nutzt. Die Desiderate in den Kenntnissen von Lebenswegen und -umständen, von Schicksalen und aufgezwungenen Brüchen in den persönlichen und beruflichen Biografien von Medizinerinnen, de facto doch Berufskollegen, werden nie vollständig zu schließen sein. Von den Betroffenen kann niemand mehr befragt werden. Überlieferte Quellen weisen ebenfalls viele Lücken auf. Noch lebende Zeitzeugen, Familienangehörige oder Patienten, die vielleicht noch manch wichtiges Dokument übernommen haben oder

selbst haben retten können, waren damals Kinder oder im jugendlichen Alter. Ihre Erinnerungen sind anders – vieles musste man einfach von ihnen fernhalten. Aber dennoch sind sie heute unverzichtbar, sind sie doch die noch einzigen Zeitzeugen, die zu uns sprechen können.

Was uns bleibt: Unsere Verantwortung zu begreifen, dass wir und alle kommenden Generationen dafür Sorge zu tragen haben, dass diese Verbrechen, unter anderem auch möglich geworden durch Intoleranz, Ignoranz und Gleichgültigkeit, nicht noch einmal zugelassen werden. Dafür das Bewusstsein zu schärfen, setzt auch Wissen voraus. Ein Weg dazu soll mit diesem Themenheft besprochen werden: bis dato unbekannt Mediziner-Kollegen durch die Vorstellung ihrer Leidenswege und ihrer Leistungen wieder ein Gesicht zu geben.

Dr. rer. pol. Andrea Lorz, Leipzig
Prof. Dr. med. habil. Jan Schulze, Präsident der
Sächsischen Landesärztekammer

Anmerkung der Redaktion

Die in diesem Themenheft abgedruckten Schicksale jüdischer Ärzte im Nationalsozialismus in Sachsen wurden eher zufällig auf der Grundlage des vorhandenen Materials zusammengestellt.

Über Ihre Meinung oder Anregung in Form von Leserbriefen würden wir uns freuen.

Aus dem Leben und Wirken von Dr. med. Eduard Blumberg

1895 – 1987

„...fast, als ob ich es nicht selbst gelebt hätte, sondern als ob es ein fremdes Leben wäre...“.

Eduard Blumberg wurde am 1. März 1895 in Leipzig als Sohn eines Uhrmachers geboren. Die finanziellen Verhältnisse der Familie waren bescheiden, aber trotz der begrenzten finanziellen Verhältnisse der Familie wurde ihm und seinem Bruder Bernhard eine gediegene Schulausbildung ermöglicht und so auch die Voraussetzung für eine Hochschulbildung geschaffen. Beide Brüder entschieden sich für die Medizin. Eduard begann seine Ausbildung in Leipzig 1914. Der zu leistende Militärdienst erforderte eine Unterbrechung des Studiums. Kriegsbedingt wechselte Eduard Blumberg auch den Studienort, er ging für drei Semester nach Frankfurt/M., wo er im Frühjahr 1919 die ärztliche Vorprüfung ablegte.

Die folgenden vier Semester studierte er wieder in Leipzig. Hier bestand er im Februar 1921 die ärztliche Staatsprüfung. Im Juni 1921 wurde er zum Thema „Über Blutbildveränderungen nach Reizinjektionen“ promoviert, sein Referent war Prof. Dr. Paul Zweifel. Im Dezember 1921 erhielt Blumberg das Doktor-Diplom und die Approbation. Ein Jahr später gründete er eine Familie. Das junge Paar ließ sich im Leipziger Osten nieder, in der Eisenbahnstraße. In der gleichen Straße richtete der junge Arzt auch seine Praxis ein, und hier blieb er bis 1938!

Die ersten Jahre der „Zwanziger“ waren besonders schwierig für den Berufsanfänger. Erst nach den schwierigen Jahren der Inflation stellten sich beruflich sichtbare Erfolge ein. Ende der zwanziger Jahre hatte er sich nach harter, aber erfolgreicher Arbeit die zweitgrößte Kassenpraxis in Leipzig aufgebaut, war damit ein so genannter „Krankenkassenlöwe“ geworden.



Dr. med. Eduard Blumberg um 1935
(Reproduktion, mit Genehmigung von Dr. med. Uta Bader-Hebenstreit)

Dr. Blumberg unterstützte aktiv die Vereinstätigkeit der Israelitischen Religionsgemeinde zu Leipzig, gehörte der Medizinischen Gesellschaft zu Leipzig an, war einer der leitenden Ärzte im Arbeitersamariterbund (ASB), wo er Vorträge hielt und Kurse zur Ersten Hilfe gab, und er war seit 1928 Mitglied des Vereins Sozialistischer Ärzte in Leipzig, gehörte damit zu den Medizinern, die sich politisch bekannten – ohne indes zu eifern. Blumberg war auch Mitglied im Hartmannbund. Zur Einstellung dieser Standesorganisation den jüdischen Mitgliedern gegenüber machte er auf die raschen Veränderungen aufmerksam: „... in der Vorhitlerzeit kann ich mich keines Falles erinnern, in dem der Hartmannbund als solcher antisemitisch aufgetreten wäre. Ich war häufiger Teilnehmer an den Sitzungen der lokalen Abteilung des Hartmannbundes. Es kam gelegentlich zu antisemitischen Zwischenrufen, die aber vom Vorsitzenden sofort sachlich zurückgewiesen wurden. Der Vorsitzende war Dr. Weichsel...“ Der erste Boykotttag gegen jüdische Ärzte, Rechtsanwälte und Unternehmer am 1. April 1933 hätte Dr. Blumberg zumindest aufhorchen lassen müssen. Aber noch war Dr. Blumberg als Kassenarzt zugelassen. Im Juni des gleichen Jahres jedoch wurde er wegen angeblicher „Falschaussage“ zu seiner Funktion im Sozialistischen Ärzteverein verhaftet; eidesstattliche Erklärungen von Berufskollegen blie-

ben wirkungslos. Der Ausschluss aus der Kassenpraxis folgte am 22. Juni 1933. Obwohl alles entkräftet werden konnte und die bloße Mitgliedschaft im genannten Verein nicht mit beruflichen Sanktionen hätte belegt werden dürfen, wurde der Ausschluss ausgesprochen. Und es war der von Blumberg als Kollege geachtete oben erwähnte Dr. med. Georg Weichsel, der ihm als Vorsitzender der KV Leipzig am 22. Juli 1933 mitteilte: „Die Kassenärztliche Vereinigung Leipzig hat in ihrer Sitzung vom 21. Juli 1933 gemäß §§22 und 27a der Zulassungsordnung beschlossen, Ihre Zulassung für beendet zu erklären. ...“

Sie haben sich in kommunistischem Sinne betätigt. Es ist von maßgebender Stelle angeordnet worden, dass die Zugehörigkeit zum Verein sozialistischer Ärzte als Betätigung im kommunistischen Sinne anzusehen ist ...“.

Die Möglichkeit des Widerspruchs gegen den Zulassungsentzug nutzte Blumberg natürlich. Indes – vergeblich. Vergeblich auch der letzte, wohl eher verzweifelte Versuch – der Brief an den „Herrn Reichskanzler“ vom 12. September 1934 „in tiefem Vertrauen auf die Gerechtigkeit des Führers des deutschen Volkes“. Dr. Weichsel, der sich weigerte, der NSDAP beizutreten, musste sein Amt übrigens 1934 aufgeben. Sein Nachfolger wurde Dr. Johannes Hartmann, der Sohn des Gründers des Hartmannbundes, der an seiner nationalsozialistischen Gesinnung keine Zweifel ließ.

Dr. Blumberg hatte offensichtlich nun auch die „Aufmerksamkeit“ der Stapo und Gestapo. Wurde die Vortragstätigkeit der jüdischen Vereine ohnehin strengstens überwacht und restriktiv behandelt, befanden sich auch ihre Referenten im Visier der Polizei.

Der Vortrag, organisiert von der Zionistischen Vereinigung zu dem Thema „Die Bedeutung der Rassenhygiene für das jüdische Volk“, den Dr. Blumberg am 12. April 1937 halten sollte, wurde vom Polizeipräsidenten zwei Tage vorher unter Berufung auf „§ 1

der Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutze von Volk und Vaterland vom 28. Febr. 1933“ verboten. Aber noch immer veranlassten all diese Ereignisse den Arzt nicht, das Land schleunigst zu verlassen. Finanziell gehörte er zu den jüdischen Ärzten, die sich eine Emigration leisten konnten. „Meine finanzielle Situation war nicht ungünstig, Ich konnte von der Privatpraxis, die einen nicht unbedeutenden Zustrom hatte von jüdischen Patienten und ehemaligen Kassenpatienten (die weiter als Privatpatienten zu mir kamen) leben. ... Ich fühlte eine gewisse Verpflichtung...“.

Am 30. September 1938 verlor Dr. Blumberg wie alle jüdischen Ärzte seine Approbation. Sein Antrag, als „Krankenbehandler“ zugelassen zu werden, wurde vom Leipziger Oberbürgermeister in einem Schreiben vom 24.10.1938 abgelehnt. Während der Pogromnacht wurde Dr. Blumberg verhaftet und nach Buchenwald verschleppt. Bedingung für die Entlassung: die Verpflichtung, sich intensiv und nachweislich um eine Auswanderung zu kümmern. 1939 gelang die Emigration über Holland nach Bolivien, nachdem sich die Bemühungen um eine Einwanderung in die USA als aussichtslos erwiesen hatten. Die Brüder Herzenberg, Cousins des Arztes, die bereits in Bolivien lebten, hatten für Blumberg und seine Familie die Visa geschickt.

Der Oberbürgermeister der Reichsmessestadt Leipzig

Fernsprecher: im Ortsgesetz 70521, 71621, 72311 - im Fernverkehr 195 11, 195 12, 195 13 - Hausanschluss 222 - Bankkonten: Postsparkasse Leipzig Nr. 4095 Stadt- und Girobank Leipzig - Reichsbankgirokonto Leipzig - Allgemeine Deutsche Credit-Anstalt Leipzig - Bank der Deutschen Arbeit A.-G., Niederlassung Leipzig Commerz- und Privatbank A.-G., Filiale Leipzig - Deutsche Bank, Filiale Leipzig Dresdner Bank in Leipzig - Leipziger Handels- und Verkehrsbank A.-G., Leipzig Sächsische Bank, Filiale Leipzig

Beauftragt: Der Oberbürgermeister der Reichsmessestadt Leipzig
Schreibstiftschreiber - Schreibhilfsamt XI.

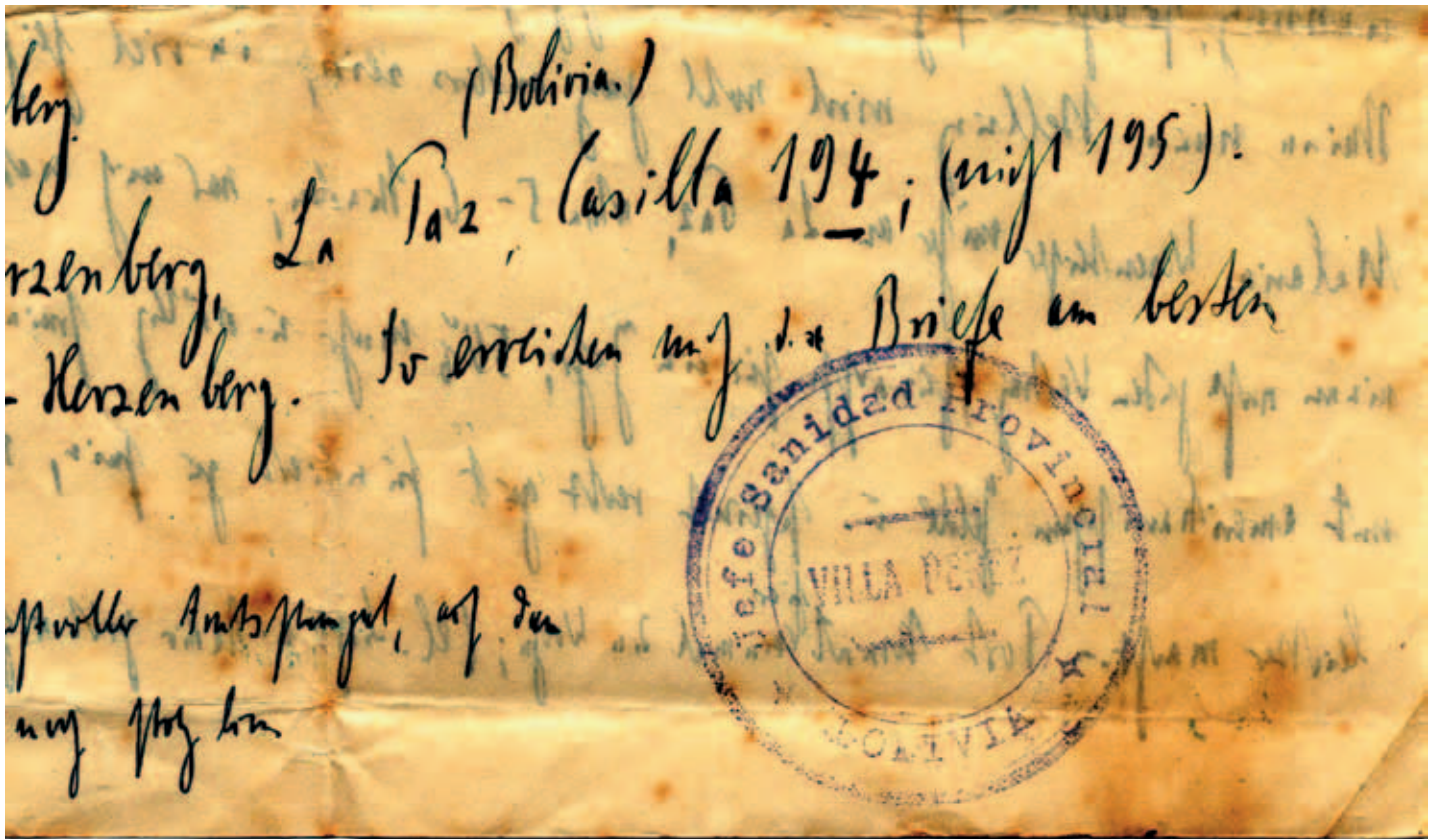
Herrn
Dr. Eduard Blumberg,
Leipzig 05.
Eisenbahnstrasse 76.

Ihr Zeichen - Ihre Nachricht vom - Mein Zeichen Tag
- - - Ges.-A. XI. 24.10.38.
Beitritt: - Der Textzeit und Verfassungen entspricht.

Ich habe den Auftrag, Ihnen mitzuteilen, dass der Reichsminister des Innern sich ausserstande sieht, Ihrem Antrag auf widerrufliche Gestattung der Ausübung des Arzteberufes (§ 2 der Vierten Verordnung zum Reichsbürgergesetz) zu entsprechen.

Im Auftrage
W. K. Müller
Obermedizinalrat der Stadt Leipzig
und stellvertr. Amtsarzt.
H. K.

Ablehnung des Gesuchs um Berufsausübung nach dem September 1938 (Reprod. aus Lebenserinnerungen Eduard Blumberg, Original im LBI New York, Sign. AR 4818/ A 1569, Bl. 44.)



Dienststempel Dr. Blumbergs als „Jefe Sanidad Provincial Bolivia“ (Brief vom 14. Juni 1940 an Dr. O. Lenhard im Besitz von A. Lorz)

Zuerst arbeitete der Mediziner für kurze Zeit als Regierungsarzt – tief im Inneren des Landes. 1940 berichtete der Arzt seinem Leipziger Freund und Kollegen, Dr. med. Oskar Lenhard, in Brasilien über diese seine erste Zeit in Bolivien: „... Dies Glück, aus dem Weltbrand zunächst gerettet zu sein, beseelt uns eigentlich in jedem Augenblick unseres Lebens ... Ich selbst habe nach vielmonatlichem Warten und antichambrieren eine Stellung im Staatsdienst gefunden, und zwar bin ich „Jefe de Sanidad“ einer ganzen Provinz geworden, der Provinz Munecas... La Paz... ist eine werdende Großstadt, in der man leben kann wie in Leipzig... Ich selbst habe hier eine hochinteressante und befriedigende Position. Chasazono liegt etwa 100 km nördlich am Titicacasee, an der peruanischen Grenze. ... Nach den ersten Schwierigkeiten habe ich mich nun gut eingelebt; ... Ich bin hier Arzt für ungefähr 15.000 Menschen, zu 90 Prozent Indianer, 10 Prozent Cholos. Die Indianer sind die legitimen Nachkommen der Inkas, sprechen ausschließlich Ketschua, eine vollkom-

men ausgebildete, grammatisch klare Sprache, die aber für den Europäer sehr schwer ist und dessen Aussprache kaum erlernbar ist. ... Mein Spanisch ist übrigens ziemlich fließend, Lektüre macht mir überhaupt keine Schwierigkeiten mehr, die Zeitung lese ich wie Deutsch. Ich habe immer ein ausgesprochenes philologisches Interesse gehabt, tüchtig auf der Reise und hier geübt, und jetzt, inmitten einer ketschuasprechenden Umgebung, gut Fortschritte gemacht. Aber für meine Ketschua-Patienten brauche ich immer einen Dolmetscher, meist in der Person meines Sanitäters oder meines Dieners (die beide von der Regierung bezahlt werden). Die Hauptkrankheit ist der Flecktyphus, auch viel Tuberkulose. Auch geburtshilflich ist viel zu tun. Durch eine Entbindung bei einer Querlage habe ich mir hier großes Ansehen verschafft. Die indianische Geburtshilfe, wie überhaupt die Medizin, ist hochinteressant, vielleicht habe ich einmal die Möglichkeit, darüber etwas zu veröffentlichen; aber bisher sind Frauen mit Querlagen alle unentbunden gestor-

ben. Nach dem Tode – oder auch kurz vorher, machen die Indianer allerdings einen primitiven Kaiserschnitt, aber weniger um zu helfen, als aus Interesse an dem „merkwürdigen Fall. Eduard Blumberg fand in Bolivien aufgrund zunehmenden beruflich-praktischen Engagements keine Gelegenheit, dieses für ihn auch wissenschaftlich so wichtige Vorhaben zu verwirklichen. Auch später ließen ihm die hohen Arbeitsanforderungen keine Möglichkeit, sich noch einmal theoretisch diesem interessanten und doch wenig beachteten Feld der Ethnomedizin zuzuwenden.

Vor Dr. Blumberg hatte aber bereits Hans Hardmeier in seiner Promotionschrift „Die medizinischen Anschauungen der südamerikanischen Indianer“, Zürich 1927, umfassende Aussagen zu den medizinischen Leistungen der verschiedenen indianischen Volksgruppen gemacht, die in Blumbergs praktischer Tätigkeit nur bestätigt wurden. Die hochinteressante Graduierungsarbeit von Dr. med. Ulf Lind zur Erlangung auch

der Doktorwürde der Philosophischen Fakultät der RFWU zu Bonn zum Thema „Die Medizin der Ayoré-Indianer“ (Bonn 1974) widerspiegelt und bestätigt ebenfalls die benannten medizinischen Probleme in dieser südamerikanischen Region, auf die 35 Jahre vorher bereits Blumberg gestoßen war und Aussagen getroffen hatte.

Dr. Blumbergs Weggang aus Chasacano hatte vor allem existenzielle Gründe – eine vierköpfige Familie musste ernährt werden. Er erfuhr, als er auf Urlaub von seiner Tätigkeit als Regierungsarzt in La Paz war, dass man für eine neu gegründete Kolonie einen Arzt suchte. Und da er mit der bolivianischen Regierung keinen Vertrag, sondern nur eine Ernennung hatte, wurde dieser beruflichen Veränderung auch kein Hindernis in den Weg gelegt. Seine neue Stelle beschreibt Blumberg als „ganz anders“, „in viel heißerem, schwierigstem Klima, mit viel Malaria. Wesentlich näher an La Paz, etwa fünf bis sechs Stunden, was mich natürlich auch gereizt hat ...“. Zu den medizinischen Aufgaben bemerkte Blumberg, dass die ärztliche Versorgung voll in seinen Händen lag, einschließlich der Fürsorge für die Indianerfamilien und die zeitweiligen Arbeitskräfte. Bei den Kolonisten waren chronische Krankheiten kein Problem, wohl aber Verhütung und Behandlung tropischer Krankheiten, von denen es eine ganze Menge gab. Die Tatsache, dass Blumberg über ein eigenes Mikroskop verfügte, das er nach Bolivien retten konnte, war für ihn ein großer Vorteil. So konnte er die Diagnose von Malaria stellen, ohne Präparate an ein Laboratorium einzuschicken. „Ich identifizierte das „Galponfieber“ rechtzeitig als Malaria. Es war die relativ günstige Form der „Terciana“ und ich konnte in allen Fällen Heilung erzielen. Die Malaria auszurotten durch Sanierung des Bodens war von vornherein mit den vorhandenen Mitteln nicht zu erzielen. Dann gab es eine schwere Epidemie von schwarzen Pocken (viruela smallpox) unter den Indianern, mit Todesfällen. Ich impfte die ganze Bevölkerung

durch, was leider erfolglos blieb, da die Lympe (acuna), die ich vom Ministerio de igieno erhielt, wirkungslos blieb, wahrscheinlich weil sie zu alt war. Dann gab es die Espundia, eine schwere tropische Hautkrankheit. Geburtshilflich gab es eine ganze Menge zu tun, ich machte auch einige Beschneidungen (ungern). Ich hatte nur einen Todesfall unter den Colonisten, eine junge Frau, die an schwerer Eclampsy im 5. Monat der Schwangerschaft zugrunde ging. Ich hatte auch eine Menge kleiner Chirurgie. Größere Operationen wurden nach La Paz geschickt, ebenso gelegentlich Patienten, die eine spezialärztliche Untersuchung brauchten. Mein größter chirurgischer Eingriff war die Amputation mehrerer Finger an einem Indianerjungen, der mit Dynamit gespielt hatte und der seine Hand fast völlig zerstört hatte. Trude (das war Blumbergs Frau; AL) und eine Zahnärztin, Frau Altmann, assistierten. Ich wurde auch öfters zu den benachbarten Haziendas gerufen, für die die Nähe eines Arztes ein ungewohnter Vorteil war; sogar zu schweren Entbindungen... Ich war

glücklich, meiner ärztlichen Tätigkeit legal nachgehen zu können....“. Die Umgangssprache in der Kolonie war ausschließlich Deutsch, mit den Einheimischen wurde Spanisch gesprochen, wobei die Umgangssprache der Indianer Aymara war. Sie sprachen nur schlecht Spanisch.

Gestalteten sich schon die Arbeitsanforderungen insgesamt als äußerst kompliziert, erwiesen sich auch die Lebensbedingungen als tägliche Herausforderung. Elektrisches Licht gab es nicht, Post kam einmal in der Woche: „... es ist wie Feldpost. Ein Indianer bringt sie zu Fuß von der nächsten Poststelle am Titicacasee. Er tutet dann von weitem schon auf seinem Horn, und alles, was Post erwartet, versammelt sich dann in der Poststelle. – Das ist die einzige Verbindung mit der Außenwelt, und auch die einzige Möglichkeit, Neues von den großen Weltereignissen zu erfahren. ...“

Dr. Blumberg war offensichtlich immer bemüht, auch wieder Kontakt zu seinen ehemaligen Leipziger und nun emigrierten Kollegen zu bekom-



Eisenbahnstraße 76 in Leipzig

©Lorz

men. So erfuhr er: „Von Leipziger Ärzten ist noch Dr. Cohn aus Gautzsch mit seiner zahlreichen Familie in Bolivien. Er ist auf seine alten Tage noch Militärarzt geworden, und steckt irgendwo im Urwald, tief in den Tropen, ist dort scheinbar recht angesehen und schreibt zufriedene Briefe. Bolivien ist ja wohl fast das einzige Land, in dem die emigrierten Ärzte legal arbeiten dürfen, allerdings nicht in den Hauptstädten, nur in der Provinz. Es sind sehr viele Emigranten hier. ... – Aus Leipzig erhalte ich von alten Patienten immer noch Post, ein erstaunlicher Mut, natürlich nur persönliche Notizen, nichts über die politische Lage. ...“

Dr. Blumberg war über drei Jahre lang Arzt in Charobamba, erlebte dort 1940 den Anfang und 1943 die Auflösung dieser landwirtschaftlich ausgerichteten Kolonie für jüdische Emigranten mit. 1943 legte Dr. Blumberg übrigens als erster ausländischer Arzt überhaupt sein Lizenz-Examen in Bolivien ab, was ihn

berechtigte, sich in dem Land auch in Privatpraxis als Arzt niederzulassen. Er praktizierte fortan in La Paz. 1954 entschloss sich Dr. Eduard Blumberg aus familiären Gründen nach den USA zu gehen. Dort legte er mit beinahe 60 Jahren erneut ein medizinisches und Sprachexamen ab, nunmehr das dritte. Diese Staatsprüfungen erlaubten ihm, nun auch in den USA als Arzt zu praktizieren. Bis zu seinem Eintritt in den Ruhestand arbeitete er zehn Jahre in einem Hospital für geistig Behinderte.

Als Dr. Eduard Blumberg am 27. Dezember 1987 in Amherst, USA, verstarb, war er 93 Jahre alt. Ein an Arbeit, Erfahrungen wie aber auch an Entbehrungen überreiches Leben hatte sich vollendet.

Literatur bei der Verfasserin

Anschrift der Verfasserin:
Dr. rer. pol. Andrea Lorz
Berkaer Weg 10, 04207 Leipzig

Die Sozialhygienikerin Dr. med. Marta Fraenkel

1896 – 1976

Ein Leben für die wissenschaftliche Gesundheitsaufklärung

Von der rücksichtslosen und frühzeitigen Bekämpfung wissenschaftlicher und praktischer Fortschritte auf dem Gebiet der Sozialmedizin und Gesundheitsaufklärung unmittelbar mit Machtantritt der Nationalsozialisten war auch die jüdische Sozialhygienikerin und Wissenschaftlerin Marta Fraenkel betroffen.

Marta Fraenkel wurde am 19. Dezember 1896 in Köln als Tochter des jüdischen Kaufmanns Georg Fraenkel und seiner Frau Therese geboren. Nach dem frühen Tod ihrer Eltern zog sie mit ihrem jüngeren Bruder Ernst (1898 bis 1975) nach Frankfurt a.M. zu den Brüdern ihrer Mutter, dem Physiker Prof. Josef Epstein und Wilhelm Epstein. Wilhelm Epstein hatte gemeinsam mit seiner Frau Else ein Volksbildungshaus in Frankfurt a.M. begründet. Die Familie gehörte dem assimilierten Judentum an, das sich für Bildung und Politik sehr aufgeschlossen zeigte. Sie ist letztlich ein Beispiel dafür, welchen Stellenwert gerade im jüdischen Bürgertum die akademische Bildung besaß. Sicherlich trug dieses „zweite“ Elternhaus entscheidend dazu bei, dass Marta Fraenkel



Marta Fraenkel, zurzeit ihrer Tätigkeit als wissenschaftliche Generalsekretärin in Düsseldorf [aus: Bildarchiv Dt. Hygiene-Museum Dresden]

enkel der Besuch einer weiterführenden Schule (höhere Töchterschule/Gymnasium) und ein Studium offenstand. 1916 wurde sie an der Medizinischen Fakultät der Frankfurter Universität immatrikuliert.

Für die Zulassung und reguläre Immatrikulation von Frauen zu einem Medizinstudium hatte sich Hessen auf der Grundlage des Bundesratsbeschlusses von 1899 erst zum Sommersemester 1908 bereit erklärt. Zu diesem Zeitpunkt lag der Frauenanteil unter allen Studierenden an den deutschen Universitäten noch unter einem Prozent; lediglich 312 Frauen waren für ein Medizinstudium in Deutschland (Wintersemester 1908/09) eingeschrieben. Als Marta Fraenkel ihr Studium begann, war nicht zuletzt infolge des Ersten

Weltkrieges (Einziehung männlicher Studierender und Ärzte zum Militärdienst) der Zugang zum Medizinstudium für Frauen zwar nicht unbedingt erleichtert, aber notwendig geworden; die Anzahl der Medizinstudentinnen nahm bereits mit Beginn und auch mit Verlauf des Krieges spürbar zu und belief sich (für ganz Deutschland) um 1917 auf etwa 1.700.

Ihr Medizinstudium setzte Marta Fraenkel 1918 in Bonn fort, wo sie es 1922 erfolgreich abschloss. Noch im selben Jahr wurde sie mit einem physiologischen Thema promoviert. Bereits während ihrer Assistentenzeit am Physiologischen Institut in Frankfurt zeichnete sich ab, dass für Marta Fraenkel eine klinisch-ärztliche Tätigkeit wohl nicht in Frage käme. Diese Vermutung erhält in einer späteren Bemerkung ihres Doktorvaters Albrecht Bethe eine gewissen Bestätigung, der 1946 in einem Brief an Marta Fraenkel bemerkt: „Alles können Sie ertragen – nur nicht die Versorgung von Kranken.“

Das frühe Interesse an wissenschaftlicher Tätigkeit, die nicht zuletzt durch ihr Elternhaus geprägte Aufgeschlossenheit für bildungspolitische und soziale Probleme und möglicherweise zusätzlich beeinflusst von den weniger günstigen Berufsaussichten für Ärztinnen Mitte der 1920er-Jahre ließen Marta Fraenkel sich der seit der Jahrhundertwende etablierenden Sozialhygiene und Gesundheitsaufklärung zuwenden –



Von Marta Fraenkel erstellte Festschrift zum 60. Geburtstag Arthur Schlossmanns (Titelblatt, 1927)



Titelblatt der von M. Fraenkel redigierten Veröffentlichung über die Museumsarbeit des DHM

einem Arbeitsbereich, der für ihre gesamte folgende wissenschaftliche und berufliche Laufbahn prägend und bestimmend bleiben sollte.

Vermutlich 1924/25 ging sie nach Düsseldorf, wo sie am Reichsmuseum für Gesellschafts- und Wirtschaftskunde eine Anstellung als Generalsekretärin und Kustos erhielt. In Düsseldorf lernte sie den führenden Vertreter der sozialen Pädiatrie in Deutschland, den aus Dresden stammenden Kinderarzt und Förderer der Säuglingspflege, Arthur Schlossmann (1867 bis 1932), kennen, der 1906 als Ordinarius für Kinderheilkunde an die neugegründete Akademie für praktische Medizin Düsseldorf berufen worden war. Marta Fraenkel wurde Schlossmanns wichtigste Mitarbeiterin bei der Planung, Vorbereitung und Durchführung der größten Gesundheitsausstellung, die jemals in Deutschland stattgefunden hatte, der „Großen Ausstellung Düsseldorf 1926 für Gesundheitspflege, Soziale Fürsorge und Leibesübungen“ (GE-SO-LEI). Als Spiritus rector und hauptverantwortlicher Organisator der Ausstellung übertrug Schlossmann Marta Fraenkel die Leitung der wissenschaftlichen Abteilungen. Ihr oblag mit ihren Mitarbeitern die Ausstellungenkonzeption und Überwachung der einzelnen Abteilungsprogramme, deren Überprüfung auf die beabsichtigte pädagogisch-didaktische Wirkung und gleichzeitig wissenschaftliche Verlässlichkeit, die Öffentlichkeitsarbeit und Publikation in Fachzeitschriften sowie die Gewinnung von Mitarbeitern aus der Industrie. An der Düsseldorfer Ausstellung war auch das in Nachfolge der 1911 in Dresden gezeigten I. Internationalen Hygiene-Ausstellung 1913 begründete Deutsche Hygiene-Museum Dresden (DHM) mit einer Vielzahl anatomischer und biologischer Exponate führend beteiligt. Es entwickelte sich ein enger Kontakt zwischen Marta Fraenkel und dem Dresdner Hygiene-Museum, was schließlich dazu führte, dass der Geschäftsführer des DHM, Georg Seiring (1883 bis 1972), die begabte Sozialhygienikerin nach Beendigung

der „GE-SO-LEI“ (1928) zur Vorbereitung der II. Internationalen Hygiene-Ausstellung (IHA) 1930/31 an das DHM berief. Marta Fraenkel trug die Hauptverantwortung für die wissenschaftliche Gestaltung der geplanten IHA und wurde zur „wissenschaftlichen Geschäftsführerin“ ernannt. Sie war zudem entscheidend an der Gestaltung der Sonderschau „Das Krankenhaus“ beteiligt und schuf in Zusammenarbeit mit bedeutenden Sozialmedizinern und Ärzten die Ausstellungen „Leibesübungen“, „Die Frau in Familie und Beruf“, „Arbeits- und Gewerbehygiene“, „Erkennen und Heilen“ und „Gesundheit in Zahlen“ (1931). Für ihre Verdienste wurde sie 1931 mit dem Ehrenpreis des Reichsministers des Innern – IHA Dresden 1930/31 ausgezeichnet.

Seit 1931 war Marta Fraenkel Direktorin des Frauenreferats und des museumseigenen Nachrichtendienstes, der vor allem auch den „Hygienischen Wegweiser“ herausgab. 1932 erschien von Marta Fraenkel ein umfänglicher Leitfaden zur Ausstellung „Gesunde Frau – Gesundes Volk“, in dem sie insbesondere auch ihre eindeutige und progressive Auffassung und Forderung zur Berufstätigkeit der Frau vertrat.

1931 heiratete Marta Fraenkel den Chefredakteur der „Dresdner Neuesten Nachrichten“, Theodor Schulze (1894 bis 1981). Ihn hatte sie über Prof. Julius Ferdinand Wolf kennengelernt, der als Verleger und Hauptschriftleiter der „DNN“ Mitglied des Präsidiums der „IHA Dresden 1930/31“ war und mit dem Marta Fraenkel eine enge Freundschaft verband. Ihre Ehe wurde jedoch wohl 1935 infolge der Nürnberger Rassengesetze wieder geschieden.

Nur noch kurze Zeit durfte Marta Fraenkel ihre hervorragenden Fähigkeiten als wissenschaftliche Mitarbeiterin innerhalb des wissenschaftlichen Büros der AG für hygienischen Lehrbedarf und des Frauenreferats des Internationalen Gesundheitsdienstes dem Deutschen Hygiene-Museum zur Verfügung stellen. Die



Ein Blick in die von M. Fraenkel konzipierten Ausstellungsgruppen „Die Frau in Familie und Beruf“ [aus: 10 Jahre Dresdner Ausstellungsarbeit, Dresden 1931, S. 247, 252.]

jüdische Sozialhygienikerin wurde aufgrund des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums vom 7. April 1933 sofort entlassen, obwohl das Gesetz auf das DHM zunächst keine Anwendung finden sollte. Denn das DHM unterlag gar nicht diesen Regelungen, da „die eigenen Einnahmen des Museums mehr als 50 Prozent der Gesamteinnahmen des Museums betragen“. In vorauseilendem Gehorsam und auch in bewusster Ausnutzung mancher persönlicher Differenzen hatte sich das DHM (bzw. sein Vorstand) unmittelbar mit Machtübergabe an Hitler der Gleichschaltung unterworfen und die „Säuberung“, das heißt die Entlassung und Ausgrenzung der um die Gesundheitserziehung und -aufklärung verdienten jüdischen Wissenschaftler, forciert. So wird im Protokoll der Vorstandssitzung vom 12. Mai 1933 vermerkt, man habe zwar von der Nichtzuständigkeit des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums für das Museum Kenntnis genommen, doch „das Museum will sich aber dem Gesetz unterstellen, und hat das Reichsministerium des Innern um entsprechende Anweisung ersucht“.

1935 floh die „kluge, energische und wendige“ Marta Fraenkel mit ihrem Bruder nach Brüssel und fand dort ein neues Tätigkeitsfeld als beratende Medizinerin bei der Belgischen

National-Liga gegen den Krebs, wo sie noch einmal ihre editorischen und organisatorischen Fähigkeiten unter Beweis stellen konnte. Sie redigierte den sechssprachigen Bericht über den II. Internationalen Kongress für die wissenschaftliche und soziale Bekämpfung von Krebsleiden vom September 1936. Im April 1938 emigrierte Marta Fraenkel nach New York und arbeitete zunächst im Forschungsbüro des Welfare Council of New York City, einer halbstaatlichen Einrichtung, die sich mit der Erfassung der Krankenhaussterblichkeit und ihrer Bewertung aus sozialmedizinischer Sicht beschäftigte. Nach ihrer Übernahme in das Department of Health and Hospitals of New York City veröffentlichte sie Analysen zur Situation der häuslichen Pflege chronisch Kranker. Später trat sie auch als Mitbegründerin eines Altenwohnheims für Emigranten hervor.

Im Alter von 79 Jahren starb Marta Fraenkel am 9. August 1976 in New York. Auf ihren ausdrücklichen Wunsch wurde ihre Urne auf See beigesetzt.

Literatur bei der Verfasserin

Anschrift der Verfasserin:
 Prof. Dr. med. Caris-Petra Heidel
 Medizinische Fakultät Carl Gustav Carus
 Dresden
 Institut für Geschichte der Medizin
 Fetscherstraße 74, 01307 Dresden
 Tel. 0351 3177400

Der Dresdner Stadtschularzt Dr. med. Otto Kastner

1880 – 1938

Der Dresdener Stadtschul- und Amtsjugendarzt Otto Kastner gehörte zu den Vertretern einer eindeutig von jüdischen Ärztinnen und Ärzten dominierten sozialen Pädiatrie, auf die sich am ehesten und nachhaltigsten die politische Abwehr des Nationalsozialismus richtete. Die besondere Affinität jüdischer Ärzte zur Kinderheilkunde lässt sich bereits seit der Etablierung des eigenständigen Fachgebietes nachweisen. Über die Hälfte der Kinderärzte in Deutschland war oder galt (nach Erhebungen für 1933) als jüdisch. Vor dem Hintergrund der mit der Industrialisierung einhergehenden Verschärfung der sozialen Gegensätze mit allen negativen Folgen, wie vor allem der hohen Säuglings- und Kindersterblichkeit, hatten die Pädiater bereits seit den 1880er Jahren



Die 1911 zu den „Städtischen Kinderanstalten im Marienhof“ (seit 1928 „Stadtkinderheime“) zusammengeschlossene Besserungsanstalt (gegr. 1873) und Städtische Kinderpflegeanstalt in Dresden an der Kastner seit 1923 als Heimarzt wirkte [aus: Fotothek SLUB]

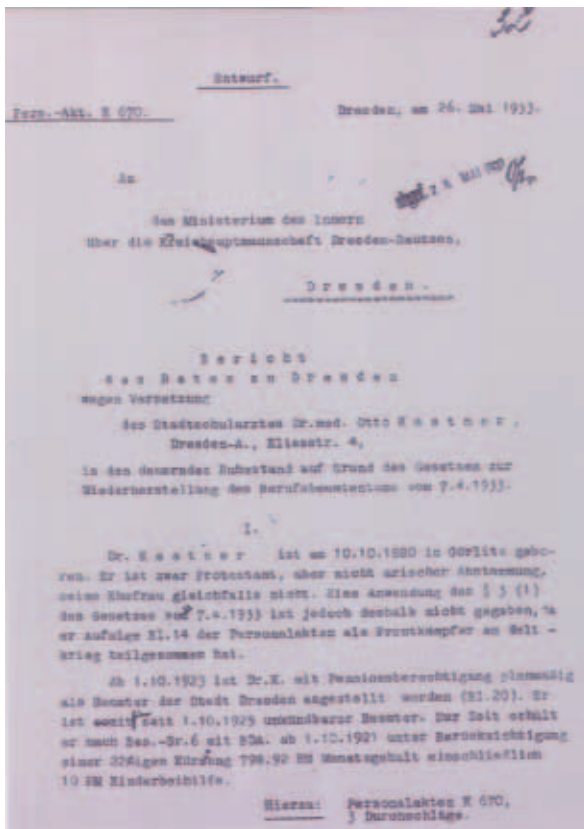
eine besondere Aktivität auf dem Gebiet der Sozialhygiene entfaltet. In den Lebensläufen der praktisch sozialpädiatrisch tätigen, oft jüdischen Kinderärzte tauchen nicht nur immer wieder die Namen ihrer jüdischen Lehrer auf, sondern auch ihre wissenschaftliche Beziehung zu sozialdemokratischen bzw. sozialistischen Sozialhygienikern; viele waren neben ihrer Praxis in städtischen oder konfessionellen Einrichtungen zur Säuglings- und Kleinkinderfürsorge, als Schul- und Sportärzte und in der ärztlichen Betreuung von Kinderheimen tätig; einige gehörten aktiv dem Verein Sozialistischer Ärzte an. Die „jüdisch dominierte“ Sozialpädiatrie der 1920er-Jahre war natürlich dem aufkommenden Nationalsozialismus ein besonderer Dorn im Auge. Mit Machtübergabe an die Nationalsozialisten waren diese Ärzte somit über die „rassischen“ Gründe hinaus entsprechend ihrem sozialmedizinischen und -politischen Engagement zugleich bzw. zusätzlich auch der politischen Verfolgung ausgesetzt.

Der am 10. September 1880 in Görlitz als Sohn eines Kaufmanns geborene Otto Kastner hatte zunächst die Volksschule in Wormditt (Ostpreußen) sowie das Königliche Friedrichs-Collegium in Königsberg i.Pr. besucht. 1902 begann er sein Medizinstudium an der Universität Berlin, das er – durch einen halbjährigen

Militärdienst (1904/1905) unterbrochen – 1908 mit dem Staatsexamen an der Universität München erfolgreich abschloss. Noch im selben Jahr wurde er in München mit einer wissenschaftlichen Arbeit „Zur Casuistik des latenten Blasenkarzinoms mit ausgedehnten Knochenmetastasen“ promoviert.

Seine Medizinalpraktikantenzeit absolvierte er nachfolgend in München, Görlitz sowie am Kaiser- und Kaiserin-Friedrich-Kinderkrankenhaus unter Adolf Baginsky (1843 bis 1918) in Berlin, dem Leiter des von ihm 1890 gegründeten Kinderkrankenhauses, an dem zahlreiche (nicht zuletzt jüdische) Ärzte ihre Aus- und Weiterbildung erfuhren.

1909 leistete Kastner nochmals seinen Militärdienst als Einjährig-Freiwilliger, um anschließend eine fachärztliche Ausbildung an der Universitätskinderklinik in München unter Meinhard von Pfaundler (1872 bis 1947), derzeit einer der führenden Pädiater Deutschlands, zu beginnen. 1913 ließ er sich als Kinderarzt in München in eigener Praxis nieder. Während des Ersten Weltkrieges war Kastner als Ober- bzw. Stabsarzt in bayrischen Diensten, wofür er unter anderem mit dem Eisernen Kreuz II und dem Bayrischen Militärverdienstorden ausgezeichnet wurde. Nach Kriegsende führte ihn sein Weg schließlich nach Dresden, wo er sich



Bericht des Rates zu Dresden zur Versetzung Kastners in den Ruhestand vom 07.04.1933, S. 1 [aus: Koch, A.: Jüdische Ärzte, Zahnärzte und Dentisten ... Zahnmed. Diss. Dresden 2002, Anl. 2]

als Kinderarzt in eigener Praxis niederließ und nebenamtlich als städtischer Schularzt, seit November 1920 zudem auch als Schularzt an der I. Fach- und Fortbildungsschule Dresden tätig war. Der sozial- und schulärztlich höchst engagierte Kastner, der sich über sein Spezialfach hinaus auch „seit Jahren mit Psychologie und Sexualproblemen der Kinder beschäftigt“ hatte und als Vertreter der Dresdener Schulärzte dem Fortbildungsschulausschuss angehörte, wurde 1923 schließlich als hauptamtlicher Stadtschularzt und Amtsjugendarzt sowie als Heimarzt des Dresdener Stadtkinderheims (Kinderanstalten Marienhof) bestellt. Der für seine Verdienste mit dem Titel „Stadtobermedizinalrat“ ausgezeichnete Kastner galt als „unkündbar, aktiver Beamter mit Pensionsberechtigung“. Dennoch und obwohl er nie der jüdischen Religion angehörte, wurde Otto Kastner wegen „nichtarischer“ Abstammung bereits am 31. März 1933 aus seinen Ämtern entlassen und zum 1. November in den Ruhestand versetzt. Eine Zwangspensionierung Kastners hätte allerdings auch nach dem am 7. April 1933 wirksamen Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums nicht erfolgen dürfen, da aufgrund seines Militärdienstes während des Ersten Weltkrieges die entsprechende Ausnahmeregelung anzuwenden gewesen wäre.

Doch war, wie aus einem Schreiben des Rates zu Dresden an das Sächsische Innenministerium hervorgeht, „seine Beibehaltung als Stadtschularzt für Dresden nicht erwünscht und nicht erforderlich“. Auch von der Kassenzulassung ausgeschlossen, war Kastner letztlich gezwungen, in seiner Wohnung in der Eliasstraße 4 eine kinderärztliche Privatpraxis einzurichten.

Im Dezember 1935 wurde er inhaftiert und aufgrund einer Verleumdung der „Beleidigung“ und „wegen unsittlichen Verhaltens deutschblütigen Frauen gegenüber“ angeklagt. Von dem Vorwurf wurde er zwar zunächst freigesprochen, doch schon 1937 mit der gleichen Begründung erneut angeklagt und durch die Gestapo in der Staatspolizeistelle

Dresden, Schießgasse 7, inhaftiert. Zugleich wurde auch die Sperrung seiner Pensionsbezüge durch die Gestapo veranlasst. In dieser für Otto Kastner ausgeweglosen Lage beging er – noch in „Schutzhaft“ – am 21. Februar 1938 Suizid durch Erhängen.

Seine Frau Alexandrine Kastner, die eine Praxis für Innere Medizin führte und bis 1933 auch als Schulärztin an der Staatlichen Höheren Bildungsanstalt in Dresden tätig war, verließ nach dem Tod ihres Mannes Dresden und zog mit ihrem Sohn nach Berlin, wo sie bis zum Frühjahr 1942 lebte. Danach soll sie „am 3. April 1942 nach den Ostgebieten abgewandert“ sein, was tatsächlich bedeutet, dass sie deportiert und in Treblinka ermordet worden ist.





Erziehungsabteilung der Städtischen Kinderanstalten Dresden, Mädchen beim Spielen mit der Puppenküche [aus: Fotothek SLUB]

739/37. ABGEFERTIGT 22 FEB 1938 /243 22./2.38.

An D r e s d e n - A.
 die Geheime Staatspolizei,
 Staatspolizeistelle Dresden,

Nach Mitteilung des Urkundsbeamten der 13. Geschäftsstelle der Staatsanwaltschaft Dresden hat sich der
frühere Stadtmedizinalrat Dr. Otto Kastner, Dresden,
 am 21./2.38 durch Erhängen entleibt.
 Nach der Verfügung v. 30.8.37 war das Ruhegehalt des Kastner beschlagnahmt worden. Wie ich bereits unter dem 1.9.37 mitgeteilt habe, sind die Bezüge seit September 1937 einbehalten worden. Ich bitte, mir mitzuteilen, ob sich die Beschlagnahmung erledigt hat bzw. ob nunmehr an die Witwe des Dr. Kastner Sterbegeld gezahlt werden kann oder ob sich der Beschluß vom 30.8.37 auch auf das Sterbegeld mit erstreckt.

I.A.:  

Schreiben des Rates zu Dresden an die Geheime Staatspolizeistelle Dresden vom 22.02. 1938, die Beschlagnahmung des Ruhegehaltes Kastners betreffend [aus: Koch, A.: Jüdische Ärzte, Zahnärzte und Dentisten ... Zahnmed. Diss. Dresden 2002, Anl. 3]

Literatur bei der Verfasserin

Institut für Geschichte der Medizin
 Fetscherstraße 74
 01307 Dresden
 Tel. 0351 3177400

Anschrift der Verfasserin:

Prof. Dr. med. Caris-Petra Heidel
 Medizinische Fakultät Carl Gustav Carus
 Dresden

Leipzigs Nobelpreis-träger für Medizin Sir Bernard Katz

1911 – 2003

In Leipzig erinnert seit 2006 die (nicht sehr eindrucksvolle) Katzstraße in einem Neubaugebiet des Stadtteils Probstheida an Leipzigs Medizin-Nobelpreisträger Sir Bernard Katz. Er erhielt 1990 auch die Ehrendoktorwürde der Medizinischen Fakultät, und für ihn wurde im Jahr 2000 ein Denkmal im Patientengarten des Universitätsklinikums in der Liebigstraße errichtet. Obwohl in Leipzig gebürtig, war Katz aufgrund der politischen Verwicklungen während seiner Jugendzeit aber nie deutscher Staatsbürger.

Kindheit und Schulzeit

Bernhard Katz kam am 26. März 1911 in Leipzig als einziger Sohn des Pelzhändlers Morduch (Max) Katz (1882 bis 1971) und seiner Frau Eugenie zur Welt. Sein Vater stammte aus Mogilev (heute Mahiljou) am Dnjepr (Weißrussland, Belarus). Er war Pelzhändler wie sein Vater David Katz, siedelte aber zwischen 1904 und 1906 unter dem Eindruck antisemitischer Pogrome und einer angesichts des russisch-japanischen Krieges (1904/05) nervös aufgeheizten Stimmung nach Deutschland über; andere seiner 14 Geschwister zogen nach London, Mailand und New York. Leipzig war ein international führendes Zentrum des Rauchwarenhandels und insofern für die Fortführung der Geschäfte attraktiv, daher ließ sich Max Katz hier in der Nikolaistraße 31 nieder; das Gebäude ist nicht erhalten. 1909 heiratete er in Wien die in Warschau gebürtige Eugenie Rabinowitz (1889 bis 1983) und bezog mit ihr eine Wohnung in der damaligen König-Johann-Straße 13 (heute Tschaikowskistraße), wo im Parterre eine Bäckerei untergebracht war; heute erinnert eine Tafel an den berühmten Sohn. Das elegante Waldstraßenviertel war eine bevorzugte Wohngegend wohlhabender jüdischer Bürger, denen durch den Roman „Herrn Lublins Laden“ (deutsch



Sir Bernard Katz 1993, Foto von Nick Sinclair

1993) des israelischen Schriftstellers Samuel Josef Agnon (1888 bis 1970) ein Denkmal gesetzt wurde; Agnon lebte von 1918 bis 1924 in direkter Nachbarschaft der Familie Katz. Durch die Oktoberrevolution 1917 wurden die Familienmitglieder wie die anderen russischen Einwanderer

staatenlos, denn die neue sowjetische Staatsbürgerschaft wollten sie nicht beantragen.

Da Katz eine autobiografische Skizze hinterlassen hat, sind wir über seine Leipziger Jugendzeit ungewöhnlich gut informiert: Von 1917 bis 1921 besuchte er die 40. Bürgerschule und legte dann die Aufnahmeprüfung am renommierten Schiller-Realgymnasium in Leipzig-Gohlis ab. Trotz ausgezeichneter Noten wurde er jedoch abgelehnt, angeblich wegen seines Status als staatenloser Ausländer, in Wahrheit jedoch wohl deswegen, weil der Direktor den neuen Jahrgang nicht von einem Juden dominiert sehen wollte. Am König-Albert-Gymnasium, damals in der Parthenstraße 1 (1943 zerstört), das wegen seiner rein humanistischen Ausbildung als altmodisch galt, wurde er zu Ostern 1921 jedoch anstandslos aufgenommen. Nicht nur wegen des kurzen Wegs ging Katz gern dorthin: Er hatte eine



Bernard Katz im Labor am University College, London
© University College London

große Begabung für Sprachen, schrieb einen schönen Stil und ließ sich von seinen Lehrern für Literatur und Philosophie begeistern. Das Jahrbuch des Albertinums weist aus, dass er „stets Primus“ war und „stets Lob“ bekam. 1925 bildete er sich in privatem Unterricht weiter, in dem zwei Schuljahre zusammengefasst wurden, sodass er bei seiner Rückkehr 1926 eine Klasse überspringen konnte und schon nach acht Jahren (1929) bravourös das Abitur ablegte. Auch hierzu enthält das Jahrbuch nur Lob: „Glänzende Begabung; sehr lieber Mensch; nicht eingebildet, nicht verstiegen, sondern wohlgezogen.“ Da Katz das Lernen leicht fiel, blieb Zeit für andere Interessen: Er nutzte das Angebot des Leipziger Theaters und der Oper und widmete sich zusammen mit einem befreundeten Mitschüler regelmäßig dem Schachspiel in Leipziger Cafés.

Daneben entwickelte bereits der Gymnasiast Sensibilität für politische Veränderungen in Deutschland, vor allem für den wachsenden Antisemitismus. In seinem Gedächtnis blieb das Erschrecken über die Ermordung des jüdischen Außenministers Walter Rathenau im Juni 1922 durch die rechtsextreme und antisemitische Organisation Consul. Der Aufsehen erregende Prozess fand damals am Reichsgericht in Leipzig statt. Unauslöschlich blieb Katz auch ein Mitschüler im Gedächtnis, dessen Vater die hinterhältige und sich 15 Jahre später in grausamer Weise realisierende Idee propagierte, dass die jüdischen Bürger Leipzigs in der unterir-

dischen Messehalle am Markt gesammelt und durch eingeleitetes Gas getötet werden sollten.

Medizinstudium in unruhiger Zeit

Gegen Ende der Schulzeit schwankte Katz, welchen Weg er einschlagen sollte. Zwar galt seine Neigung den Geisteswissenschaften, doch war bei ihm bereits der Gedanke aufgekommen, angesichts der antisemitischen Stimmung Deutschland zu verlassen. Als jugendlicher Idealist dachte er an das Ziel Palästina, und hierfür wählte er einen Brotberuf, um sich und seine Eltern später im Ausland ernähren zu können: Er begann 1929 an der Leipziger Universität das Studium der Medizin und schloss sich der zionistischen Studentenvereinigung HaTikva an.

Als Absolvent eines humanistischen Gymnasiums hatte Katz eine vergleichsweise geringe naturwissenschaftliche Vorbildung und musste nun die Vorlesungen in Botanik, Zoologie, Chemie und Physik besuchen. Spaß machte ihm die Experimentalphysik, die damals der spätere Nobelpreisträger für Chemie Peter Debye (1884 bis 1966) mit großem Engagement vortrug. Ganz unter dem Eindruck der exakten Naturwissenschaften erschien Katz nun die früher so geschätzte Philosophie als leere Plänkelei und er wandte – angeregt durch Vorlesungen und Diskussionen bei dem Medizinhistoriker Henry Ernest Sigerist (1891 bis 1957) – seine historischen Interessen dem Werk des Physikers Hermann v. Helmholtz (1821 bis 1894) zu, über den er einen kleinen Essay schrieb. Seinen flüssigen Stil konnte Katz nämlich für einen wissenschaftsjournalistischen Nebenerwerb nutzen, indem er Artikel über aktuelle medizinische Themen verfasste. Schon vor dem Physikum famulierte Katz außerdem für ein Taschengeld in einer Vorstadtpraxis, wo er bei einem Augen- und einem Hals-Nasen-Ohrenarzt die komplizierte Diagnostik erlernte und kleine Eingriffe übernehmen durfte.

Gleich nach dem Physikum 1931 begann Katz mit Untersuchungen am Physiologischen Institut, dessen Direktor seit 1924 Martin Gildemeis-

ter (1876 bis 1943) war, der gerade über die lokale Erregung myelinisierter Nervenfasern arbeitete, wobei er sich besonders für die quantitativen Beziehungen zwischen Reiz und Erregung interessierte; ein weiteres Arbeitsgebiet war die Ionenverteilung im Gewebe. Angeleitet wurde Katz von dessen Assistenten, dem 1926 habilitierten Johann Daniel Achelis (1898 bis 1963). Dieser pflegte trotz konträrer politischer Überzeugungen (er trat 1933 in die NSDAP ein und arbeitete 1933 bis 1934 als Personalreferent für die Universitäten im preußischen Kultusministerium, wo er die Massenentlassungen jüdischer Wissenschaftler zu organisieren hatte) zu Sigerists medizinhistorischem Institut Kontakte und förderte auch unvoreingenommen Katz' wissenschaftliches Talent. Bald entstanden eigene Arbeiten, die im angesehenen „Pflügers Archiv für die gesamte Physiologie des Menschen und der Tiere“ publiziert wurden. Die Studie „Über eine seltsame Reaktion des Froschmuskels auf Streckbewegungen“ erregte sogar die Aufmerksamkeit des aufstrebenden Nachwuchswissenschaftlers Ulf von Euler-Chelpin (1905 bis 1983), der Katz um einen Sonderdruck bat; 1970 sollten die beiden gemeinsam den Nobelpreis bekommen. Einen Beitrag reichte Katz 1933 unter dem Decknamen Johannes Müller für einen fakultätsinternen Wettbewerb ein und gewann auch den nach Gildemeisters Vorgänger Siegfried Garten (1871 bis 1923) benannten, von dessen Familie gestifteten Preis. Dieser sollte dem „Nicht-Arier“ vorenthalten werden, doch sein Mentor Gildemeister übergab Katz das Preisgeld trotzdem, wenn auch inoffiziell. Im Herbst 1934 schloss Katz sein Medizinstudium mit dem Staatsexamen ab und stellte aus den vorliegenden Veröffentlichungen seine Doktorarbeit über den Einfluss von Dehnung und Spannung des Muskels auf seine Permeabilität zusammen, mit der er im November als vorerst letzter jüdischer Student und nur durch persönlichen Einsatz Gildemeisters zum Dr. med. promoviert wurde; eine Approbation erhielt er nicht mehr. Ansonsten verschärfte

sich die Situation: Auf Druck der Fakultät musste Katz sich 1933 von HaTikva zurückziehen (was seine Emigrationspläne aber eher verstärkte), und unter den Kommilitonen war der spätere Histologe Rudolf Bachmann (1910-?) einer der wenigen, die ihm gegenüber loyal blieben, und diese Freundschaft überdauerte Emigration und Krieg. Im Sommer 1934 kontaktierte Katz in Karlsbad den dort zur Kur weilenden Chaim Weizmann (1874 bis 1952), den charismatischen Führer der Zionistenbewegung, der von 1948 bis 1952 der erste Präsident Israels werden sollte, und Weizmann bot Katz tatsächlich Hilfe bei der Ausreise an. Katz' Bestrebungen richteten sich inzwischen nach England bzw. London, denn ihn faszinierten die Arbeiten zur membranösen Erregung des damals führenden Physiologen Archibald Vivian Hill (1886 bis 1977), der 1922 den Nobelpreis für Medizin erhalten hatte. Hill war außerdem – nicht zuletzt durch Leserbriefduelle mit dem nationalsozialistischen Physiker und Nobelpreisträger von 1919 Johannes Stark (1874 bis 1957) – als Förderer von bedrohten deutschen Wissenschaftlern bekannt. Weizmann berichtete Hill, unterstützt durch ein Empfehlungsschreiben Gildemeisters, von dem begabten Jungphysiologen und konnte diesem tatsächlich eine Stelle in Hills Labor verschaffen. Beim Visum war Katz' Londoner Verwandtschaft behilflich. Bevor es aber im Februar 1935 dann wirklich soweit war, hospitierte Katz noch ein Vierteljahr unentgeltlich im Israelitischen Krankenhaus der Eitington-Stiftung (heute zum Städtischen Klinikum St. Georg gehörende sozialtherapeutische Wohnstätte).

Neuanfang in Großbritannien

Obwohl mittellos und des Englischen nur mühsam mächtig, stürzte sich Katz, der fortan seinen Vornamen nur noch „Bernard“ schrieb, sofort in die Arbeit an Hills Abteilung für Physiologie am University College London. Eine gewisse finanzielle Unterstützung bot ein kleines Startkapital vonseiten eines Onkels sowie ein Doktoranden-Stipendium aus dem Flüchtlingsfonds des Internatio-

nenal Studentenwerks. Auch war es eine große Hilfe, dass Hill ihn in sein Haus in Highgate aufnahm, wo Katz während seiner gesamten Londoner Jahre gleichsam als weiteres Familienmitglied wohnte. Bis 1939 arbeitete Katz in Hills biophysikalischer Arbeitsgruppe mit dem Schwerpunkt elektrische Membranerregung. Aus den Forschungen ging 1938 seine PhD-These über Erregung und Übertragung in Nerven und neuromuskulären Verbindungen hervor.

Eine gewisse Weichenstellung war 1935 – während eines Kongresses der Physiological Society in Cambridge – das Zusammentreffen mit dem australischen und damals in Oxford tätigen Neurophysiologen (Sir) John Eccles (1903 bis 1997), der 1963 den Nobelpreis erhalten sollte. Katz war beeindruckt von dem in der Sache kontroversen, aber persönlich freundschaftlichen Austausch über die Frage einer elektrischen oder einer „chemischen“ Reizübertragung zwischen dem jungen Eccles einerseits und dem Kreis um den erfahrenen Biochemiker (Sir) Henry Hallett Dale (1875 bis 1968) andererseits. Als Eccles 1937 nach Australien zurückkehrte und die Leitung einer Forschungsabteilung im Kanematsu Memorial Institute for Pathology in Sydney übernahm, erinnerte er sich beim Aufbau einer Forschergruppe alsbald an den jungen Katz und lud ihn zur Teilnahme ein. Kurz nach seiner zweiten Promotion 1939 folgte Katz diesem Ruf, obwohl er in England gerade zwei begehrte Preise bekommen hatte – wahrscheinlich lockte ein erstmals auskömmliches Gehalt, denn auf ein solches bestand in London vorerst keine Aussicht. Katz wanderte also erneut aus, diesmal unter Mitnahme seiner zuvor lange zögernden Eltern, die ihr Geschäft hatten abwickeln müssen und die er zuvor in einer wagemutigen Aktion kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs aus Deutschland herausgebracht hatte, wenn auch unter Verlust des gesamten Vermögens; sie kehrten erst 1960 nach London zurück. Der Kriegsausbruch im August 1939 führte zu einer Unterbrechung der Seereise in Colombo (Ceylon), wo Katz ganz

gegen seinen Willen die ärztliche Versorgung der Passagiere übernehmen musste; erst im Oktober kam die Familie in Sydney an.

Karriere mit Synapsenphysiologie

In Eccles' Labor arbeitete Katz zusammen mit dem jungen Österreicher Wilhelm Kuffler (1913 bis 1980), der sich nach seiner Emigration Stephen William Kuffler nannte und sich später als Neurobiologe in den USA einen Namen machte. Beiden gelang es, die neuromuskuläre Reizübertragung und die Schlüssel-funktion des Acetylcholins dabei aufzuklären, womit die beiden Lager, das „chemische“ um Dale und das „elektrische“ (Eccles), gewissermaßen beide Recht bekamen. In dieser Zeit dürfte sich auch der Kurzname BK etabliert haben, unter dem Kollegen und Studenten von Katz redeten. 1941 bekam Katz in Australien die lang ersehnte britische Staatsbürgerschaft und bewarb sich unter dem

Eindruck von Pearl Harbour bei der Royal Australian Air Force. Dort wurde er 1942 bis 1943 als Radaroffizier in der militärischen Aufklärung eingesetzt, danach arbeitete er bis zum Ende des Krieges an der technischen Entwicklung von Radargeräten an der Universität von Sydney. Dies bot Katz die Möglichkeit, seine physiologischen Forschungen in Teilzeit fortzusetzen. In dieser Zeit lernte er auch seine spätere Frau Marguerite (Rita) Penly (1921 bis 1999) kennen, die damals eine Rundfunksendung für Kinder moderierte. Im Oktober 1945 heirateten beide, die Söhne David und Jonathan wurden 1947 bzw. 1950 geboren.

Nach dem Krieg baute Hill in London seine Labors neu auf und suchte wieder geeignete Wissenschaftler. So bot sich 1946 für das junge Ehepaar die Gelegenheit zur Rückkehr nach Großbritannien. Hill bot für die Anfangszeit wieder eine Wohnung (im Dachgeschoss seines Hauses) an

und stellte Katz in seiner Forschungsabteilung am London University College als Assistant Director of Research (Stellvertretender Forschungsdirektor) ein. 1950 wurde Katz Dozent für Physiologie am LUC und 1952 als Nachfolger Hills Professor für Biophysik. Da er gleichzeitig einen Ruf nach Canberra bekommen hatte, konnte er durch geschickte Verhandlungen den Status und die Ausstattung der Abteilung verbessern. In den nächsten Jahren wurde Katz mit vielen Mitgliedschaften in nationalen und internationalen wissenschaftlichen Gesellschaften sowie zahlreichen Preisen und insgesamt fünf Ehrendokortiteln ausgezeichnet; 1969 wurde er von der englischen Königin Elisabeth II. zum Ritter geschlagen und 1970 erhielt er zusammen mit Ulf von Euler und Julius Axelrod (1912 bis 2004) den Nobelpreis für Medizin und Physiologie für die „Erkenntnisse bezüglich der humoralen Transmitter an den Nervenenden und insbesondere der Mechanismen ihrer Speicherung, Freisetzung und Inaktivierung“, und zwar speziell für die Aufklärung der Funktionen des Neurotransmitters Acetylcholin.

Katz arbeitete bis 1978 am London University College, wo er in Anknüpfung an seinen Lehrer Arthur Hill die Abteilung für Biophysik zu einer weltweit führenden Forschungsstätte machte, und lebte danach als emeritierter Professor in London, sofern er nicht mit seiner Frau auf Auslandsreisen unterwegs war. Ein Höhepunkt aus dieser Zeit war sicher 1982 die Verleihung des Ordens Pour le Mérite für Wissenschaften und Künste (Friedensklasse). Nach Katz sind nicht nur Vorlesungsreihen, sondern auch eine Gesellschaft benannt, die seit 1994 am University College interdisziplinäre Weiterbildungsaktivitäten in Biophysik und Physiologie für Studenten organisiert. Bernard Katz starb am 20. April 2003 im Alter von 92 Jahren in London.



Denkmal für Sir Bernard Katz im Park des Universitätsklinikums Leipzig

© Bund der Albertiner e. V.

Literatur bei der Verfasserin:

Korrespondenzadresse:
Prof. Dr. Dr. Ortrun Riha
Karl-Sudhoff-Institut, Universität Leipzig,
Käthe-Kollwitz-Straße 82, 04109 Leipzig

Der Arzt und Sportmediziner Willy Katz

1878 – 1947

Einzig jüdischer „Krankenbehandler“ für Dresden

Nach der Aberkennung der Approbation auf der Grundlage der Vierten Verordnung zum Reichsbürgergesetz vom 30. September 1938 und dem damit definitiven Berufsverbot für alle jüdischen Ärzte wurden nur wenige Ärzte, und nur in größeren Ortschaften, wo eine medizinische Versorgung der jüdischen Bevölkerung zwingend war, als sogenannte „jüdische Krankenbehandler“ auf Widerruf zugelassen. Neben dem Verbot, die Berufsbezeichnung Arzt führen zu dürfen, war die ärztliche Tätigkeit der jetzt sogenannten Krankenbehandler ausschließlich auf die (materiell und finanziell stark eingeschränkte) Betreuung jüdischer Patienten beschränkt. Als äußere Kennzeichnung mussten die Rezeptformulare und Praxisschilder der „Krankenbehandler“ den Davidstern aufweisen, und auf von ihnen ausgestellten Rezepten musste der Vermerk „Zur ärztlichen Behandlung ausschließlich von Juden zugelassen“ enthalten sein. Allerdings schützte diese widerrufliche Zulassung als „Krankenbehandler“ die Ärzte nicht vor weiteren Repressalien oder auch der Deportation in die Vernichtungslager. In Sachsen waren als „Krankenbehandler“ nachweislich insgesamt 22 jüdische Ärzte zugelassen, davon entsprechend dem höheren Anteil jüdischer Bevölkerung 18 allein in Leipzig. In Chemnitz waren zwei Ärzte, Dr. med. Ludwig Katzenstein (1887 bis 1943) und Dr. med. Adolf Lipp (1894 bis 1966), in Görlitz nur der jüdische Arzt Dr. med. Erich Oppenheimer (1894 bis 1942) zugelassen.

Als einziger „Krankenbehandler“ für Dresden wurde der Arzt und Sportmediziner Dr. med. Willy Katz benannt.

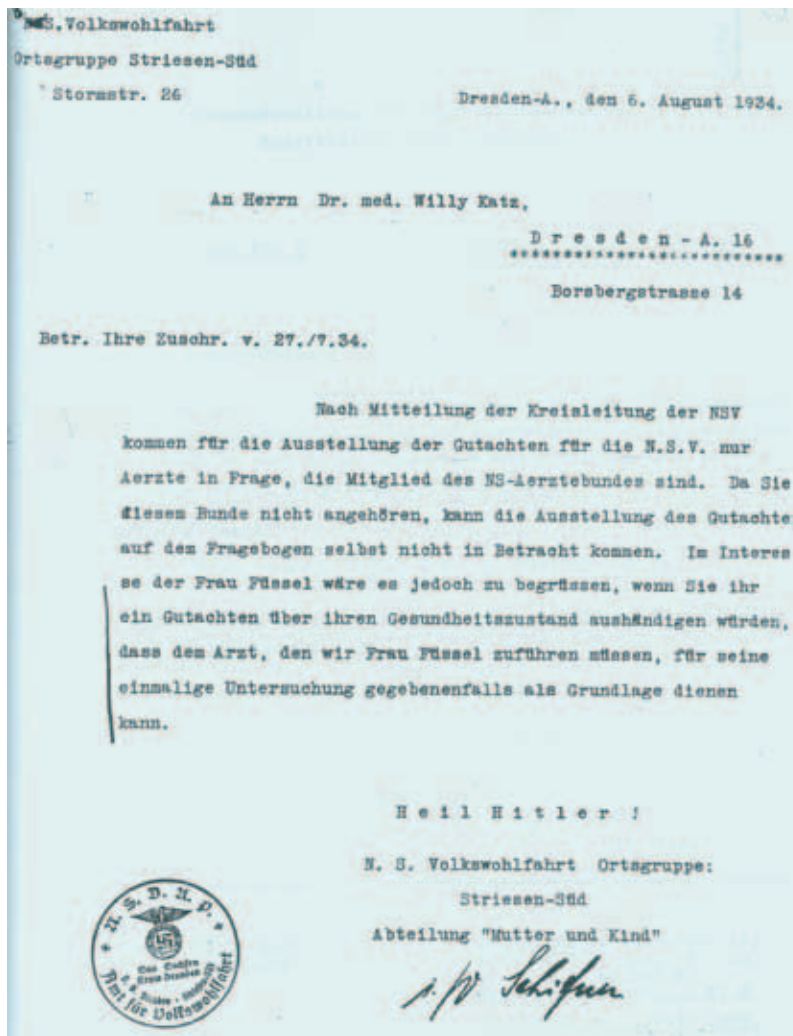
Der am 17. Dezember 1878 in Brieg bei Breslau geborene Willy Katz legte 1897 das Abitur am humanistischen Sophien-Gymnasium in Berlin



Willy Katz, Ende der 1930er-Jahre [aus: Koch, A.: Jüdische Ärzte, Zahnärzte und Dentisten in Dresden in der Zeit des Nationalsozialismus. Zahnmed. Diss. Dresden 2002, S. 156]

ab und nahm anschließend ein Studium der Medizin an der Universität Berlin auf, das er später in Wien fortsetzte. Seine Medizinalpraktikanten-

zeit absolvierte er am Stadtkrankenhaus in Posen und erlangte 1905 die ärztliche Approbation in Berlin. Nach seiner folgenden Militärdienstzeit als Einjährig-Freiwilliger sowie der Promotion zum Dr. med. 1906 an der Universität Greifswald war Katz als Assistenzarzt an der Ohrenklinik seines Onkels Prof. Dr. med. Ludwig Katz in Berlin tätig. Während dieser Zeit (1907) noch für ein dreiviertel Jahr Schiffsarzt auf der „Santa Cruz“ der Hamburg-Südamerika-Linie, trat er nach seiner Assistenzzeit 1909 eine Oberarztstelle am Sanatorium für Magen- und Darmkrankheiten in Homburg v.d. Höhe, später am Nerven-sanatorium Prof. v. Herff in Wiesbaden, an und war für zwei Jahre als Erster Assistent an der Chirurgischen Klinik in Mainz (unter Prof. Hahn) und zugleich als Leiter des angegliederten Zanderinstitutes tätig. 1909 ließ sich Katz als praktischer Arzt in Dresden, Borsbergstraße 14, in eigener Praxis nieder. Während des Ers-



Schreiben der NS-Volkswohlfahrt an Katz 1934 mit der Mitteilung des Entzugs gutachterlicher Tätigkeit [aus: Gesellschaft f. Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, Nachlass Katz, Bl. 60]

ten Weltkrieges diente er als Stabsarzt der Reserve und blieb auch nach dem Krieg der deutschen Militärtradition verbunden. Dies bezeugen nicht zuletzt seine Mitgliedschaften in mehreren militärischen Organisationen, wie dem Kriegsverein Preußen, dem Sächsischen Militär-Verein „Feldartillerie“ Dresden und dem Reichsbund Jüdischer Frontsoldaten e.V., der ihm noch 1937 in Anerkennung seiner Verdienste die Silberne Ehrennadel verlieh.

Der der Beschreibung nach „figürliche zarte, vertauenerweckende und gütig erscheinende“ Katz gehörte zum Kreis der bekannten Dresdener Ärzte. Sein besonderes ärztliches Interesse – dabei selbst sportlich aktiv – galt der Sportmedizin, der er sich insbesondere nach dem Krieg zuwandte. So wirkte er bis 1933 in

der Sportärztlichen Vereinigung als ehrenamtlicher Schriftführer und machte sich zudem als Leiter der Sportärztlichen Beratungsstelle Dresden um den Aufbau eines sportärztlichen Beratungswesens in Dresden verdient. Und er war als Sportarzt bei der von der Deutschen Turnerschaft 1867 gegründeten Turngemeinde Dresden tätig. Bis 1933 war Katz Mitglied in mehr als zehn nicht-jüdischen Vereinen und Verbänden (sport-)ärztlicher und anderer Interessengebiete. Nach 1933 war er als „Jude“ jedoch nur noch in wenigen Organisationen und Vereinen geduldet.

Aufgrund seiner Kriegsverdienste blieb er zunächst von besonders drastischen Folgen der Gesetzgebung gegen jüdische Ärzte – dem Entzug der Kassenzulassung entspre-

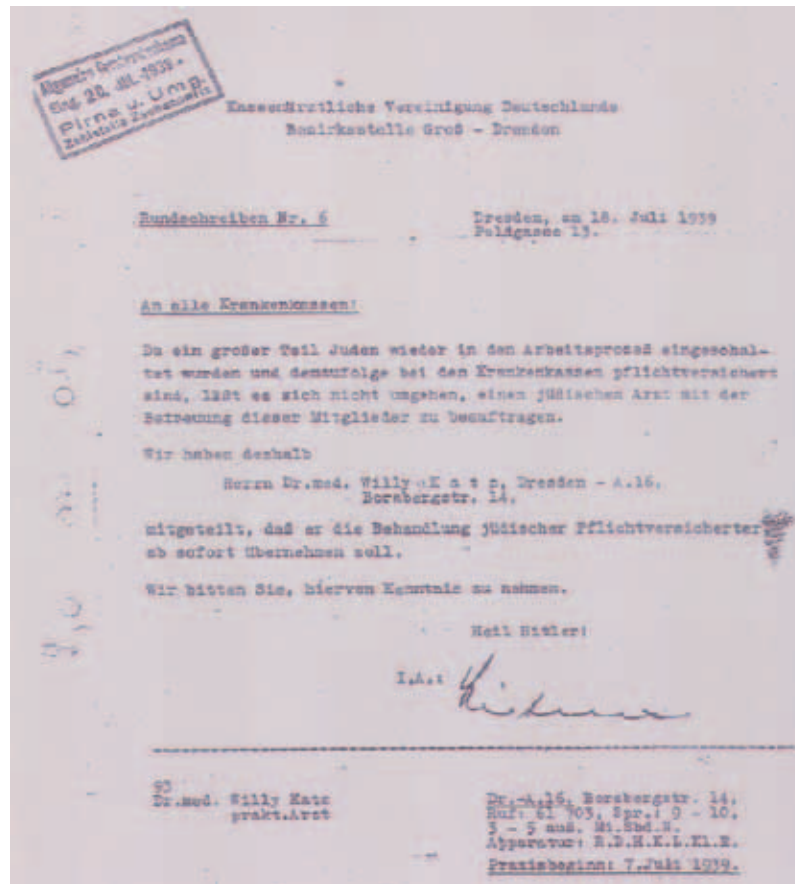
chend der Verordnung des Reichsarbeitsministeriums vom 22. April 1933 – verschont. Doch hatten sich nachfolgend auch andere Krankenfürsorgeträger (zum Beispiel Volkswohlfahrtsstellen) und die Privatkrankenversicherungen dem Boykott „nichtarischer“ Ärzte angeschlossen. Gutachten jüdischer Ärzte wurden weder von Gerichten noch von Versorgungsämtern anerkannt. Beamten wurde untersagt, sich bei ihren Gesuchen um Sonderurlaube, Kuren oder Reduzierung ihrer Arbeitszeiten auf Atteste jüdischer Ärzte zu berufen. Katz wurde zum Beispiel noch Anfang August 1934 die gutachterliche Tätigkeit für die NS-Volkswohlfahrt untersagt, da hierfür nur Mitglieder des NS-Ärztbundes zugelassen seien. Schon rein formal wäre eine Mitgliedschaft im NS-Ärztbund für Katz gar nicht möglich gewesen; aber auch die schon 1933 ohne Widerstand bzw. sogar in vorauseilendem Gehorsam (selbst) „gleichgeschalteten“ ärztlichen Standesorganisationen hatten ihre jüdischen Kollegen von der Mitgliedschaft ausgeschlossen. Die jüdischen Ärzte hatten also noch nicht einmal Rückhalt durch ihre Berufs- und wissenschaftlichen Verbände, im Gegenteil. Die Ausschaltungspolitik war für die betroffenen niedergelassenen Ärzte ökonomisch existenzbedrohend. Selbst bei vorerst noch zugebilligter Berechtigung zur kassenärztlichen Praxis, wie bei Katz, führte sie zu einer spürbaren Reduzierung der Patientenklientel und damit oft zur finanziellen Notlage. Darüber hinaus war Katz als „Jude“ ohnehin der wachsenden Diskriminierung, Rechtlosigkeit und Isolation im gesamten öffentlichen Leben ausgesetzt.

Im Oktober 1933 hatte Katz seine langjährige Lebensgefährtin, Ziehmutter seines Sohnes und Inhaberin eines Putzgeschäftes in Dresden, Frau Helene Preißler, geheiratet. Zwei Jahre nach Kriegsende bekannte Helene Katz in ihrem Lebenslauf und rückblickend auf ihre Ehejahre während des Nationalsozialismus: „Es waren fast nur schwere Jahre, die ich in Angst, Sorge und Leid an der Seite meines Mannes verlebte. Wir wur-

den verfolgt und verfehmt. Mein Geschäft wurde durch die Abwanderung eines Teils meiner besten Kundschaft sehr geschwächt, ein Teil der arischen Kundschaft durfte bei einer jüdisch Versippten nicht kaufen. Man schrieb mir ‚Judenladen‘ an die Scheiben. Im Jahre 1938 kamen dann die Hausdurchsuchungen und die Verhaftungen.“ Trotz zunehmender Schikanen und ihr von Behörden angeratener Ehescheidung entschied sich Helene Katz für ihren Mann.

Zum 30. September 1938 wurde Willy Katz wie allen jüdischen Ärzten die Approbation entzogen. Er musste zunächst seine Praxis schließen sowie seine langjährige und treu ergebene Sprechstundenhilfe entlassen. Im gleichen Jahr, im Zusammenhang mit den Ereignissen der sogenannten „Reichskristallnacht“, wurde er gleich zweimal verhaftet.

Mit Rundschreiben Nr. 6 der Kassenärztlichen Vereinigung Deutschland, Bezirksstelle Groß-Dresden, wurde Willy Katz im Juli 1939 als jüdischer Arzt für die Behandlung der in den Arbeitsprozess eingegliederten, und demzufolge pflichtversicherten Juden benannt und spätestens zu diesem Zeitpunkt als einziger jüdischer „Krankenbehandler“ für Dresden zugelassen. Damit nahm Willy Katz als Leiter der sog. Jüdischen Gesundheitsstelle, die unter strenger Kontrolle der Gestapo stand, seine ärztliche Tätigkeit in der Praxis Borsbergstraße 14 wieder auf. Und es begannen Jahre überaus verschleißender, seelisch und körperlich zermürbender und aufreibender Arbeit. Denn neben der ambulanten Behandlung der jüdischen Pflichtversicherten wurde er auch zur schulärztlichen Betreuung der Jüdischen Schule in der Zeughausstraße verpflichtet, war verantwortlich für die hygienische Überwachung der über 30 „Judenhäuser“ in Dresden, war ärztlicher Betreuer des bis 1942 bestehenden Altersheimes (Henriettenstift) der jüdischen Gemeinde Dresden sowie Lagerarzt der von November 1942 bis März 1943 bestehenden Judensiedlung der Zeiss-Ikon A.G. am Hellerberg. In diesem Lager waren jüdi-



Verpflichtung von Katz als jüdischer „Krankenbehandler“, Rundschreiben der Kassenärztlichen Vereinigung der Bezirksstelle Groß-Dresden 1939 [aus: Gesellschaft f. Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, Nachlass Katz, Bl. 92]

sche Zwangsarbeiter für die Rüstungsproduktion (Herstellung von Zeitzündern für Flugabwehrraketen) der Zeiss-Ikon A.G. untergebracht worden. Die Baracken, ehemals als Lagerräume errichtet, waren primitivste, nicht heizbare und kahle Massenquartiere mit eng zusammenge-

stellten Betten (es wohnten etwa neun Ehepaare in einem Zimmer) und feuchten Bettsäcken, ungeheizten Waschräumen, primitiven Aborten. Kinder ab vier Jahre wurden von ihren Eltern getrennt und in eigenen Baracken interniert. Im Krankheitsfall mussten die Patienten, sofern sie



Geforderte Abgabe des Fahrrades – ein Beispiel der massiven Repressionen gegen jüdische „Krankenbehandler“ [aus: Gesellschaft f. Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, Nachlass Katz, Bl. 192]

gefähig waren, die etwa zehn Kilometer entfernte Katzsche Praxis aufzusuchen, und zwar zu Fuß, da ihnen die Benutzung der Straßenbahn verboten war. Trotz der schlechten sanitären und hygienischen Bedingungen – Bitten von Katz zur Gewährleistung zumindest elementarer Gesundheits- und Hygienemaßnahmen an das Gesundheitsamt oder auch an die Gestapo wurden in der Regel als „unnötig“ abgewiesen – gelang es Katz, das Lager „sauber und seuchenfrei“ zu halten. 1943 wurden alle Lagerinsassen in das KZ Auschwitz-Birkenau deportiert.

Mit der auf der „Wannsee-Konferenz“ am 20. Juni 1942 beschlossenen „Endlösung der Judenfrage“ begannen auch für die noch 1.265 in Dresden lebenden Juden die Deportationen in die Vernichtungslager. Katz oblag die schmerzliche Pflicht, die Betroffenen auf „Gehfähigkeit“ zu untersuchen und die Deportationen nach Theresienstadt auch selbst mit zu begleiten. Zwischen 1942 und 1944 erfolgten mindestens zehn dieser Transporte von Dresden nach Theresienstadt. Diese Tage waren für ihn besonders schwer und von erheblicher psychischer Belastung. Dazu kam seine Angst, selbst mit interniert zu werden und nicht mehr nach Dresden zurückzukehren.

Bei seinen aufreibenden Arbeitsaufgaben unterlag Katz auch selbst massiven Restriktionen, die ihm für die Versorgung oder gar Rettung der Dresdener Juden nur wenig Spielraum ließen. Dennoch – so lassen Zeugenaussagen und nicht zuletzt die Tagebucheinträge Victor Klemperers erkennen – bemühte er sich um die bestmögliche Betreuung seiner Patienten, konnte Verbesse-



Judenlager am Hellerberg Dresden

© Stiftung Sächsische Gedenkstätten

rungen der katastrophalen hygienischen Zustände in den Judenhäusern und in der Judensiedlung erreichen, und es gelang ihm auch, einige Menschen vor der Deportation zu bewahren.

Katz überlebte die nationalsozialistische Diktatur, seine Praxis blieb von der Zerstörung durch Bombenangriffe auf Dresden im Februar 1945 verschont. Er setzte seine ärztliche Tätigkeit fort; mehr als 100 Patienten konsultierten täglich seine Sprechstunde, die damit wohl eine der gefragtesten dieser Zeit in ganz Dresden war. Von der neuen Landesregierung wurde er zum Vertrauensarzt für den damaligen Verwaltungsbezirk Dresden-Striesen und Blasewitz benannt und 1946 von der LPD als Stadtverordneten-Kandidat und Stadtrat für die Leitung des Städtischen Gesundheitsamtes nominiert. Doch im Winter 1945 erkrankte Katz an einer schweren Lungen- und Rippenfellentzündung, bei bereits vor-

liegendem Herzmuskelschaden und einer chronischen Tuberkulose, sodass er sich – gezeichnet durch die letzten Arbeitsjahre extremer körperlicher und seelischer Strapazen – kaum mehr erholte. Er verstarb 69-jährig am 13. Januar 1947 in Dresden. Mit Betroffenheit und Dankbarkeit verabschiedeten sich über 200 Freunde, Kollegen und Patienten mit einer eindrucksvollen Trauerfeier von ihm. Fast zwei Jahre nach Kriegsende erwies sich nach den Worten seiner Ehefrau Helene der Tod von Willy Katz als ein weiteres und spätes Opfer des Nationalsozialismus.

Literatur bei der Verfasserin

Anschrift der Verfasserin:
 Prof. Dr. med. Caris-Petra Heidel
 Medizinische Fakultät Carl Gustav Carus
 Dresden
 Institut für Geschichte der Medizin
 Fetscherstraße 74
 01307 Dresden
 Tel. 0351 3177400

Zum Credo und Lebenswerk von Dr. med. Otto Michael

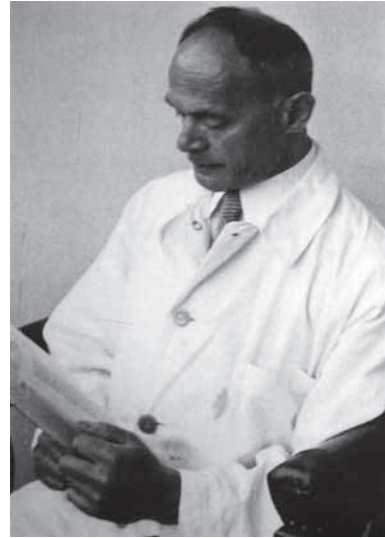
1876 – 1944

„Lass’ im Leidenden stets mich nur den Menschen sehen.“

In gebotener Kürze soll hier der bemerkenswerte und bewegende Lebensweg des letzten Chefarztes des Israelitischen Krankenhauses zu Leipzig vorgestellt und damit pars pro toto auch auf die unwiederbringlichen Verluste an Menschen und deren geistigen Werten aufmerksam gemacht werden.

Otto Michael wurde am 3. Juni 1876 in Leipzig in der Kaufmannsfamilie David und Mathilde Michael geboren. Er hatte noch sechs Geschwister. Nachdem Otto 1895 seine Reifeprüfung abgelegt hatte, begann er im Wintersemester 1895/96 in Leipzig ein Medizinstudium, das er im Sommersemester 1896 in München fortsetzte und in Leipzig erfolgreich beendete. Im Februar 1897 bestand Otto Michael das Tentamen physicum und erhielt im Mai 1900 die Approbation als Arzt. An der Leipziger Chirurgischen Universitätsklinik sammelte er erste Erfahrungen als Arzt und arbeitete zudem an seiner wissenschaftlichen Graduierungsarbeit. Am 12. Januar 1901 verteidigte Otto Michael erfolgreich seine Promotionsschrift zum Thema „Zur Frage der Beteiligung des Blutgefäßsystems am Aufbau interstitieller Nervengeschwülste (Diffuses Cavernom des Nervus Suralis)“. Doktorvater war kein geringerer als der bekannte Neurologe Prof. Dr. Paul Flechsig. Der Promovend machte in seiner Graduierungsarbeit auf neue, bisher unbekannte Erscheinungen der Beteiligung des Blutgefäßsystems an der Entstehung interstitieller Nervengeschwülste aufmerksam. Er beschrieb dieses Problem anhand von mehreren Erscheinungsformen von Geschwülsten und belegte die theoretischen Darstellungen mit eigenen praktischen Erfahrungen in der Behandlung eines diffusen Cavernoms des Nervus suralis bei einem 13-jährigen Mädchen.

Nach diesem erfolgreichen Arbeitsabschnitt wandte sich Dr. Michael 1901 einem nicht alltäglichen ärztlichen Betätigungsfeld zu: Er bewarb sich als Schiffsarzt. In der Vorbereitung darauf beschäftigte er sich unter anderem intensiv mit praktischen Übungen zum Nachweis von Malaria- und anderen Erregern tropischer Krankheiten und vervollkommnete sein theoretisches Wissen auf diesem Gebiet. Dr. Michael ging im Januar 1902 in Hamburg als Schiffsarzt an Bord der „Assuan“, die die westliche Südamerikalinie befuhr. Er war als junger und unerfahrener Arzt auf dem Schiff ganz auf sich allein gestellt. An ihn wurden von Beginn der Überfahrt an ganz selbstverständlich höchste Anforderungen an Können und Kenntnisse gestellt, die keine Rücksicht auf fehlende Erfahrung und Dienstjahre nahmen. Der junge Arzt nutzte die Möglichkeiten der eigenverantwortlichen medizinischen Tätigkeit, die diese Position erforderte. Er sah es als Herausforderung an, auch mit in Europa kaum anzutreffenden oder ganz unbekanntem Krankheiten konfrontiert zu werden, die wiederum eine besondere Fähigkeit erforderten: präzise zu diagnostizieren. Obwohl gerade dies auch eine gewisse Zeit an medizinischer Praxis voraussetzt, wurde der junge Arzt all den hohen Anforderungen stets gerecht. Otto Michael war nur ein Jahr lang als Schiffsarzt tätig. Es war gleichsam sein Praktisches Jahr, das auch als Pflichtassistentenzeit anerkannt wurde. Die nächste Station für Dr. Michael wurde Berlin. Er war dort zuerst als Unfallchirurg in der Unfallstation III, Mariannenufer, tätig und wirkte ab 1905 im Krankenhaus im Friedrichshain zwei Jahre auf der Inneren Station und drei Jahre in der Chirurgie. Im Herbst 1910 kehrte er, inzwischen verheiratet, mit seiner jungen Frau nach Leipzig zurück. Noch führte Dr. Michael keine eigene Praxis, sondern arbeitete als Assistenzarzt des bekannten Gynäkologen Prof. Felix Skutsch in dessen Privatklinik. 1912 und 1919 erblickten die beiden Söhne Peter und Walter das Licht der Welt.



Der Chirurg Dr. Otto Michael um 1935
© Privatarchiv Walter und Carola Michael, White Plains, USA

Dr. Otto Michaels Tätigkeit als Mediziner wurde durch den Ersten Weltkrieg nicht unterbrochen, wohl aber in andere Bahnen gelenkt. Eine eigene Praxis rückte in weite Ferne. Er wirkte vielmehr als Chirurg im Hauptlazarett Bayreuth, wo er sich durch seine herausragenden chirurgischen Leistungen größte Hochachtung erwarb.

Nach seiner Entlassung aus dem Kriegsdienst konzentrierte sich Dr. Michael ganz darauf, Voraussetzungen für die Arbeit in einer eigenen Praxis zu schaffen. Die in seinem Wohnhaus befindliche freie Arztpraxis zu erwerben, wurde konkret; er arbeitete nicht zuletzt dafür nunmehr als Assistenzarzt in der nahe gelegenen Klinik des Leipziger Chirurgen Dr. Richard Milner mit. Dr. Michael war schon „in den Vierzigern“, als er sich dann in eigener Praxis niederließ.

Für unabdingbar für seine erfolgreiche ärztliche Tätigkeit hielt Dr. Otto Michael auch als inzwischen erfahrener Arzt die ständige Vervollkommnung der medizinisch-theoretischen Kenntnisse auf seinem Gebiet. Dies tat er kontinuierlich und mit aller Konsequenz. Freizeit kannte er kaum.

Es kündigte sich indes ein politischer Umbruch an, der nicht überraschend kam, sondern von den politisch Mächtigen sehr sorgfältig, auch ideologisch, vorbereitet worden war und der alle bisher geltenden und auch

gelebten Werte – ob kulturelle, geistige, humanistische oder andere – über Bord werfen sollte. So bejubelten eben auch nicht nur Nationalsozialisten die Wahl Adolf Hitlers zum Reichskanzler und damit seinen Machtantritt, dem die berüchtigte „Gleichschaltung“ in allen Bereichen des Lebens folgte. Und die ersten, die die Folgen sofort zu spüren bekamen, waren die Juden und die politisch Andersdenkenden. Antisemitismus wurde sofort praktizierte Staatsdoktrin.

Bereits im Februar 1933 erhob ein anonymen Autor im Glossarium des medizinischen Journals „Der Kassenarzt“ seine warnende Stimme vor den Folgen der neuen Behandlungsvorschriften, unter anderem enthalten in den von den Nazis unmittelbar nach ihrer Machtübernahme verhängten Restriktionen gegen die jüdischen Ärzte. Kaum vorstellbar, was diese Rassenpolitik für einen Arzt bedeuten musste, dem der Hippokratischen Eid, den er promissorisch geschworen hatte, Handlungsgrundlage war und dem ein weiteres ärztliches Versprechen, niedergelegt im Gebet des Maimonides, ebensoviel bedeutete!

Das Jahr 1933 hielt für die Familie Michael noch eine weitere persönliche Katastrophe bereit. Am 31. Mai 1933 verstarb Elisabeth Michael. Otto hatte damit seine geliebte Frau Liesel, gleichzeitig eine wichtige und zuverlässige Partnerin und Helferin, die Söhne ihre Mutter verloren.

Nunmehr erwies sich die sprichwörtliche Familiensolidarität als ein hilfreiches und zuverlässiges Band. Dr. Michael gab auch die Verbindungen zu Freunden nicht auf. Diese halfen ihm nun ebenfalls, diesen Verlust zu verkraften. In verlässlicher Verbundenheit standen ihm besonders Dr. Ludwig Frankenthal und Prof. Dr. Martin Nothmann, Chefärzte des Israelitischen Krankenhauses, der Orthopäde Dr. Willy Michaelis, der Hautarzt Dr. Danziger und der Chirurg und Orthopäde Dr. Isidor Bettmann, mit dem wohl die engste Freundschaft bestand, nahe.

Eine neue Etappe der Diffamierung und Ausgrenzung wurde 1938 mit dem Entzug der Approbation der

jüdischen Ärzte erreicht, der für die meisten gleichbedeutend war mit dem Verlust der beruflichen Existenzgrundlage. Für Leipzig waren ab Oktober 1938 zunächst zwölf jüdische Ärzte als „Krankenbehandler“ zugelassen. Dr. Michael gehörte nicht dazu.

Von den Standesorganisationen, die sich sehr rasch hatten „gleichschalten“ lassen, hatten die jüdischen Ärzte in dieser für sie schwierigsten Situation keinen Beistand zu erwarten. Ebenso wenig gab es solidarisches Verhalten vonseiten der nicht-jüdischen Kollegen.

Am 11. November 1938 gehörte Dr. Otto Michael zu den im Zusammenhang mit den Ereignissen der Pogromnacht Verhafteten, die zuerst in das Leipziger Polizeigefängnis gebracht und von da in das Konzentrationslager Buchenwald verschleppt wurden. Am 26. November 1938 kam er wieder frei. Wenige Monate später bekam der Arzt eine Sonderzulassung (wann genau, ist unbekannt) als „Krankenbehandler“ und wurde im Sommer 1939 auf Weisung von Gesundheitsamt und Gestapo als Leitender Arzt des Israelitischen Krankenhauses eingesetzt.

Am 14. Dezember 1939 wurde auf Anweisung des Reichsstatthalters und Gauleiters Martin Mutschmann das Israelitische Krankenhaus innerhalb von vier Stunden geräumt und in das Haus B 5 der Heilanstalt Leipzig-Dösen exmittiert. Dieser zutiefst inhumane Akt erwies sich als ein lange vorbereiteter Teil der antijüdischen Restriktionen auf dem Gebiet des Gesundheitswesens. Zwei „jüdische Krankenbehandler“, Dr. Otto Michael und Dr. Moses Michel Walltuch“, hatten nunmehr in Dösen vorerst 21 Kranke zu versorgen.

Vier Jahre lang hatte Dr. Otto Michael im Israelitischen Krankenhaus als dessen – letzter – Chefarzt unter unvorstellbaren Arbeits- und Lebensbedingungen ein Höchstmaß an ärztlichem Engagement bewiesen. Immer schärfere Restriktionen auf allen Gebieten medizinischen Wirkens, erneute erzwungene räumliche Veränderungen in Dösen (Verlegung in das Haus D), diffamiert, verleumdete, gedemütigt, ausgegrenzt, hin-

derden den Mediziner Dr. Michael mit seinen jeweiligen Kollegen und Helferinnen nicht daran, täglich ein Höchstmaß an Fürsorge für ihre Kranken zu erbringen. Dr. Michael konnte sich also stets auf die Unterstützung von Dr. Walltuch, später von Dr. Baruch Cires und auf aufopferungsvolles Pflegepersonal verlassen.

Können, Verlässlichkeit, Vertrauen waren somit die Basis für das Wirken von Dr. Michael und seinem Team in Dösen. Nur so konnte dieses kleine Team seinen Glaubensgenossen die bestmögliche medizinische Hilfe unter den gegebenen Bedingungen zukommen lassen. Man darf dabei nicht vergessen: Dr. Michael war, als er 1939 die Leitung des Krankenhauses im Bewusstsein einer ärztlichen Pflicht und seiner Verantwortung übernahm, bereits 63 Jahre alt. Die Wirkungsbedingungen für den Arzt und seine Mitarbeiterinnen waren nicht nur schwierig, sie waren schlicht unvorstellbar; verlangten unter diesen politischen und gesellschaftlichen Ausnahmebedingungen täglich psychisch und physisch höchste Kraftanstrengungen.

Auch gegen Verleumdungen hatte sich Dr. Michael in dieser Zeit zu wehren. Er wurde nicht nur bezichtigt, medikamentenabhängig zu sein, sondern auch zuviel und unzulässige Betäubungsmittel in dem von ihm geleiteten kleinen Krankenhaus zu besitzen. Der „Sachbetreff“ der Ermittlungen lautete: „Verdacht auf Verstoß gegen die Verschreibe-Verordnung“.

Einen Höhepunkt erreichte die Diffamierungskampagne im Oktober 1942. Ein Verfahren sollte gegen ihn eingeleitet werden. Die Tatsache, dass er der einzige Chirurg für die Juden in Leipzig und außerhalb war und sich chirurgische Behandlungen und auch die Behandlung von Angstneurosen besonders mit dem Beginn der Deportationen ab Januar 1942 häuften, spielte für die Gestapo keine Rolle. Die gegenüber Dr. Michael erhobenen Vorwürfe waren in ihrer Darstellung nicht nur unlogisch und ohne jede Kenntnis der fachmedizinischen und pharmazeutischen Zusammenhänge, sie erwiesen

sich auch als unhaltbar und mussten letztlich gänzlich fallengelassen werden. Der Beschluss der Staatsanwaltschaft „Betr. Strafsache O.I. Michael (...): Verdacht d. Rauschgiftsucht (...) Nr.: R.I.K. Tgb.Nr. 26500/42 in Leipzig (...)“ war in drei Worten formuliert: „Einschreiten ist abgelehnt.“

Dr. Otto Michael konnte seine Kraft nun wieder voll auf seine Patienten richten. Dies tat er auch mit Hingabe. Er milderte das Leid Schwerstkranker, wurde aber auch gezwungen, Patienten, deren Selbstmordversuche vor der Deportation misslangen, für den nächsten Transport chirurgisch wiederherzustellen. Als Arzt inzwischen auf sich allein gestellt und mit einer Helferzahl, die er an einer Hand abzählen konnte, bemühte er sich ungeachtet dessen, seine Patienten fürs Leben zu retten.

Am 15. Juni 1943 jedoch erhielt Dr. Otto Michael mit den letzten beiden verbliebenen Mitarbeiterinnen vom Haus D die Aufforderung, sich am 16. Juni 1943 in der „Sammelstelle“ der 32. Volksschule in der Yorckstraße einzufinden. Was das bedeutete, war jedem der Betroffenen klar: Deportation.

Im „Transport XVI/2“ wurden Dr. Otto Michael und 17 weitere Leipziger nach Theresienstadt deportiert. Am 18. Juni 1943 kam der Zug in der Bahnstation Bauschowitz an. Den kilometerlangen Weg ins Ghetto mussten die Opfer zu Fuß bewältigen. Für Dr. Otto Michael wie für Tausende anderer Deportierter sollte das „Vorzeigeghetto“ die letzte Station ihres Lebens werden.

Im August 1943 kamen zahlreiche Gegenstände aus Dr. Michaels Wohn- und Arbeitsbereich im Haus D im Leipziger Versteigerungshaus Klemm zur Versteigerung.

Zur „Verwertung“ – so der aktenmäßige Sprachgebrauch – kamen zum Beispiel

„1 kl. Koffer

1 Instrumentenschrank o. Glasplatten Scheibe defekt. –

dt. m. Unterteil

1 Diathermiapparat (Sanitas Undala) – 1 Universo-Apparat

1 kl. Pt. ält. ärztl. Instrumente

1 Pt. ärztl. Bücher“.



Der Stolperstein für Dr. Otto Michael vor dem Haus Dresdner Straße 30, Leipzig
© Lorz

Dr. Michael verstarb im Alter von 68 Jahren am 15. Juni 1944 in der sogenannten Geniekaserne, einem Krankenhaus des Ghettos. Ein Protokoll, welches erst nach der Befreiung angefertigt werden konnte, ist der einzige Nachweis über den Tod des Vaters und Bruders:

„Protokoll,
aufgenommen vor dem Gericht der Selbstverwaltung des ehemaligen Konz.Lagers in Theresienstadt-Stadt, am 2. August 1945, in Gegenwart des Richters Dr. Danneberg.

Es erscheint Herr Paul Michael, wohnhaft Theresienstadt, Q 603, und ersucht um Ausstellung einer Bestätigung über den Tod von Dr. med. Otto Michael, geb. am 3.VI. 1876 in Leipzig, verst. hier am 15.6.1944 an Gehirnarteriosklerose/Schlaganfall.

Die Zeugen geben nach W.F. an:

Zeuge Herbert Ernst Dobriner, 51 J. alt, mos., vh., Beamter, Theresienstadt

L 237 wohnhaft, OV., zur Sache:
Ich besuchte den Verstorbenen in der Geniekaserne/Spital, wo er lag und erfuhr dort, dass er verstorben war. Ich nahm an der Beerdigung teil. Er lag auf der Tuberkulosestation unter Verdacht von T.B.C., starb aber an einem Gehirnschlag infolge von Arteriosklerose. Er starb am 16. VI. 1944.

Zeuge Dr. Grunsfeld, 36 J. alt, mos., ledig, Beamter, Theresienstadt, BV

wohnhaft, ohne Verh. zur Sache: Ich nahm an der Beerdigung des im Juni 1944 verstorbenen Dr. Otto Michael teil, den ich persönlich gut kannte, da er meinen Vater längere Zeit schon in Leipzig und auch hier behandelte. Er starb an einem Schlaganfall.

Nach Verl. gen.

Geschl. und gef.

...“

Da kein Totenschein existiert, ist dieses Protokoll auch juristisch wichtig. Die Ausstellung von Totenscheinen war nur vorübergehend gestattet und wurde später, vermutlich in der zweiten Hälfte des Jahres 1943, von der Gestapo verboten. Es gibt auch keine Grabstätte für Dr. Michael. Die Asche der Verstorbenen wurde ab 1944, ebenfalls auf Geheiß der Gestapo, einfach in die Eger geschüttet, die Urnen vernichtet.

Seit 1990 trägt in Leipzig eine Straße den Namen von Dr. Otto Michael. Seit dem 13. Mai 2008 erinnert ein Stolperstein vor dem Haus in der Dresdner Straße 30, dem Haus, in dem Dr. Michael sein Wirken in Leipzig begann und mehr als zwei Jahrzehnte ausfüllen konnte, an diesen stets dem medizinischen Ethos treu gebliebenen Mediziner.

Literatur bei der Verfasserin

Anschrift der Verfasserin:
Dr. rer. pol. Andrea Lorz
Berkaer Weg 10
04207 Leipzig

Der Pädiater Siegfried Rosenbaum

1890 – 1969

Seit seiner Studentenzeit als aktiver Zionist engagiert, gehört Siegfried Rosenbaum zu denjenigen unter den aus Deutschland vertriebenen Wissenschaftlern, die in Palästina nicht nur eine neue Heimat fanden, sondern dort auch ihre Forschungstätigkeit fortsetzen und bei der Etablierung ihrer Disziplinen im jungen Universitätssystem des Landes helfen konnten. Rosenbaum steht stellvertretend für ein Fach, das von jüdischen Ärztinnen und Ärzten besonders favorisiert war: Über die Hälfte aller in der Kinderheilkunde tätigen Mediziner – also insgesamt knapp 760 Personen, zu einem Drittel Frauen – war von den antisemitischen Maßnahmen des NS-Regimes direkt betroffen.

Die Situation der deutschen Kinderärzte nach 1933

In den 1920er- und frühen 30er-Jahren war Pädiatrie ein Fach, das vor allem sozialmedizinische Aufgaben zu erfüllen hatte, was wiederum bedeutet, dass man darin nicht viel Geld verdienen konnte. Aus diesem Grund war es beim Nachwuchs nicht sonderlich begehrt, sodass jüdische Ärztinnen und Ärzte, die es schwer hatten, angesichts der teilweise aggressiven Konkurrenz in den großen medizinischen Disziplinen Fuß zu fassen, dieses damalige Randgebiet als Ausweichmöglichkeit wahrnahmen. Der Freiburger Medizinhistoriker Eduard Seidler – selbst als Pädiater ausgebildet – hat über viele Jahre hinweg im deutschen Reichsgebiet, in Wien und in den drei deutschen Kinderspitälern in Prag nach Schicksalsspuren der Verfolgten gesucht und konnte dabei 650 Biografien nachvollziehen: Rund 470 jüdische Kinderärzte emigrierten, 75 kamen in Vernichtungslager (von diesen überlebten nur 13), 27 nahmen sich selbst das Leben.

Vom Rest kennt man nur dürftige Daten, die Personen sind nach 1938 nicht mehr auffindbar.



Siegfried Rosenbaum, Fotografie aus Privatbesitz. Ohne weitere Quellenangabe abgedruckt in Seidler 2004 und bei R. Lambrecht: Politische Entlassungen in der NS-Zeit. Leipzig 2006. Online unter: http://www.uni-leipzig.de/unigeschichte/professorenkatalog/leipzig/Rosenbaum_302.pdf (2.5.2013)

Unter den Emigranten waren es vor allem die politischen Gegner des NS-Regimes, die Deutschland relativ früh nach der Machtergreifung verließen. Trotz schikanöser Bedingungen vonseiten der Finanzbehörden und der Gestapo und trotz finanzieller Auflagen, wie der sogenannten „Reichsfluchtsteuer“, konnten diese legalen Auswanderer meistens noch einen Großteil ihres Besitzes retten. Die späteren Flüchtlinge, die zögernd oder gar erst nach der „Reichskristallnacht“ 1938 um ihre Existenz zu fürchten begannen, konnten dagegen so gut wie nichts mitnehmen.

Die Flüchtlinge der ersten Auswanderungswelle wandten sich zu einem relativ hohen Anteil – von den Pädiatern war dies rund ein Viertel – nach Palästina. Dort hatte seit den 20er-Jahren die zionistische Frauenbewegung Hadassah zusammen mit der Krankenkasse der Arbeiterbewegung Kupat Cholim ein sozialistisches Gesundheitssystem nach den Vorstellungen der zionistischen Pionierbewegung aufgebaut, mit angestellten, nicht freiberuflichen Ärzten und einer zentralen Verteilung der Mediziner, von denen diejenigen deutscher Herkunft vor 1933 nur knapp sieben Prozent ausmachten. Da es

nur wenige Spezialisten und noch keine medizinische Ausbildungsstätte gab, fanden alle Immigranten schnell Arbeit. Aus diesem Grund bekamen eingereiste Ärzte von den britischen Behörden problemlos die Erlaubnis zur Berufsausübung. Nach 1933 änderte sich die Situation: Durch die Zuwanderer aus Deutschland vervierfachte sich fast schlagartig die Ärztezahl in Palästina und der Anteil Deutschstämmiger nahm überproportional zu. Nach der zweiten Einwanderungswelle infolge der Nürnberger Gesetze 1935 wurde für Ärzte allerdings eine strenge Quote festgelegt, sodass Palästina als Ziel für diese Flüchtlinge unattraktiv wurde.

Die Neuankommlinge brachten Deutsch als Dienstsprache in viele Einrichtungen mit, und sie ließen sich zu einem nicht unerheblichen Teil in freier Praxis nieder. Auf diese Weise wurde nicht nur in den größeren Städten Jerusalem, Tel Aviv und Haifa, sondern auch in kleineren Siedlungen eine fast flächendeckende ärztliche Versorgung erreicht; das Fach Pädiatrie war zuvor praktisch unbesetzt gewesen. Auch die universitäre Pädiatrie hat durch die Immigranten aus Deutschland Impulse bekommen. Diese Aufbauleistung soll nun am Beispiel von Siegfried Rosenbaum erläutert werden.

Erste Lebenshälfte in Deutschland

Siegfried Rosenbaum kam am 12. September 1890 als Sohn des Königsberger Kaufmanns Selmar Rosenbaum und seiner Frau Pauline (geb. Ladendorff) zur Welt. In seiner Geburtsstadt legte er am humanistischen Gymnasium Fridericianum 1908 das Abitur ab und studierte dann in Königsberg und Freiburg Medizin. 1913 bestand Rosenbaum in Königsberg das Staatsexamen, kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs promovierte er in Breslau mit einer Arbeit über den Endothelkrebs der Pleura. Er war seit Studienbeginn aktives Mitglied in mehreren jüdischen Studentenvereinigungen, zum Beispiel in Königsberg im Verein jüdischer Studenten, in Breslau im Verein israelitischer Studenten und im Bund

Blau-Weiß. 1913 nahm er als begeisterter Zionist an der Palästinafahrt des Bundes jüdischer Corporationen teil. Rosenbaum gehörte zu den nicht wenigen Juden, die für ihre Heimat im Felde standen, ohne auf spätere Dankbarkeit bauen zu können: Er diente im Sommer 1909 als Einjährig Freiwilliger und wurde im August 1914 erneut eingezogen. Bis 1918 war er Truppenarzt im Feld, wurde dabei zweimal schwer verwundet und erhielt das Eiserne Kreuz 1. und 2. Klasse. Nach Kriegsende heiratete Rosenbaum die in Breslau gebürtige Vera London, mit der er zwei Söhne hatte. Von Oktober 1918 bis 1919 war er Stationsarzt in einem Lazarett, zuletzt als Oberarzt der Reserve. Nach seiner Entlassung aus dem Militärdienst arbeitete Rosenbaum zunächst als Praktikant am Physiologischen Institut der Universität Breslau und hospitierte daneben in der Kinderklinik. 1920 erhielt er eine Assistentenstelle an der Universitätskinderklinik Marburg, 1922 wechselte er an die Universitätskinderklinik in Leipzig.

Dort hatte nach einem einjährigen Interim gerade Georg Bessau (1884 bis 1944) die Leitung übernommen und war auf der Suche nach einer neuen Mannschaft. Zu den damals eingestellten Ärzten gehörte übrigens auch Werner Catel (1894 bis 1981), der 1933 Bessaus Nachfolger werden sollte und dessen Name mit dem Beginn der Kinder-„Euthanasie“ 1939 verbunden ist. Bessau war für seine Forschungen zur Säuglingsernährung bei Durchfallerkrankungen sowie durch mikrobiologische und immunologische Arbeiten bekannt und förderte den diätetischen Themenbereich auch bei seinen Mitarbeitern. Rosenbaum habilitierte sich 1925 mit einer Untersuchung über die Magenverdauung des Säuglings und blieb den Fragestellungen zu Alimentation und Nahrungsmittel-Verstoffwechslung auch später treu. Daneben qualifizierte er sich als Sportarzt, betreute ehrenamtlich verschiedene Leipziger Vereine und hielt Vorträge zur Verbesserung der Jugendgesundheit; auch in der Medizinischen Gesellschaft zu Leipzig war

Rosenbaum ein gefragter Referent. 1928 wurde Rosenbaum Erster Oberarzt, womit ihm zusätzlich zu seinen Unterrichtsverpflichtungen als Privatdozent auch die Leitung der Poliklinik und der Schule für Säuglingspflege oblag. 1929 folgte die Ernennung zum nichtplanmäßigen außerordentlichen Professor.

Bessau verließ Leipzig 1932 nach zehn zermürbenden Jahren in einem ständig renovierungsbedürftigen Haus und wechselte als Nachfolger Adalbert Czernys (1863 bis 1941) an die Berliner Charité. Er hatte im Vorfeld dafür gesorgt, dass die drei dortigen jüdischen Oberärzte entlassen wurden, um drei Leipziger Mitarbeiter mitbringen zu können, darunter Catel. Ab Oktober 1932 hielt daher Rosenbaum die pädiatrischen Lehrveranstaltungen und nahm die Prüfungen in diesem Fach ab. Die kommissarische Leitung der Klinik wurde jedoch (vermutlich nur nominell) dem Internisten Paul Morawitz (1879 bis 1936) übertragen. Dies kann man ohne Weiteres als Ausdruck der antisemitischen Stimmung an der Leipzi-

ger Fakultät sehen, die schon vor der NS-Machtergreifung dafür sorgte, dass keine jüdischen Ordinarien berufen wurden, und dieser Linie auch bei der Frage nach Bessaus Nachfolger treu blieb. Am Ende des Wintersemesters, während dessen in Leipzig seitens der NS-Ärzteschaft ein gewisser Unmut über den jüdischen Professor geäußert worden war, nahm Rosenbaum den Judenboykott vom 1.4.1933 zum Anlass für seinen Abschied aus der Klinik, indem er um Entbindung von seinen Pflichten bat. Der Dekan dankte ihm zwar für die geleistete Arbeit, aber wenige Tage später beantragte die Fakultät beim Ministerium einen Nachfolger für Bessau und holte bereits zum Monatsende, unterstützt von der Studentenschaft, Catel aus Berlin zurück. Rosenbaum verließ Leipzig Ende Juli 1933, ohne förmlich entlassen worden zu sein; die polizeiliche Abmeldung erfolgte praktisch zeitgleich mit seinem definitiven Kündigungsschreiben. 1935 wurde ihm in Leipzig die Lehrbefugnis in Abwesenheit entzogen, nachdem der „Frontkämpfer-Paragraf“ auf-



Hadassah-Krankenhaus in Tel Aviv, 1926 (Israel National Photo Collection), online unter: http://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/2/21/Hadassah_Hospital_in_Spector_Hotel,_18_Nachlat_Binyamin_St,_Tel_Aviv,_June_1926.jpg (2.5.2013)



Altes Gebäude des Assuta Hospital im Bauhausstil, Ansicht von 2009.
 Online unter: http://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/9/96/31.03.09_Tel_Aviv_096_Assuta_Old.JPG (2.5.2013)

gehoben worden war. Die offizielle Begründung lautete allerdings auf ungenehmigte Unterbrechung der Lehrtätigkeit über vier Semester.

Ein zweites Leben in Palästina

Rosenbaum hatte sein zionistisches Engagement auch in Leipzig fortgesetzt; er war zum Beispiel Präsidiumsmitglied im Bezirksverband Mitteldeutschland im Kartell jüdischer Verbindungen. Darüber hinaus unterstützte er durch medizinische Vorträge die Sozialarbeit der jüdischen Gemeinde. Vermutlich konnte er durch solche Kontakte gezielt die Ausreise nach Palästina vorbereiten und bemühte sich dort vorab schon um eine Arbeitsmöglichkeit. Zunächst war er – mit dem neuen Vornamen Shimon – bei der erwähnten Krankenkasse Kupat Cholim beschäf-

tigt und betreute konsiliarisch die Kinderabteilung im Städtischen Hadassah-Krankenhaus in Tel Aviv. Noch 1933 ließ er sich aber – ebenfalls in Tel Aviv – als Kinderarzt in einer privaten Praxis nieder, die er bis 1969 erfolgreich führte und von der aus er Belegbetten in dem von ihm 1936 mitgegründeten Assuta Hospital, dem ersten modernen Privatkrankenhaus Israels, betreute. Als gefragter Experte für Säuglingsernährung und berufspolitisch engagiert, war Rosenbaum in vielen Gremien, Verbänden und Vereinigungen in seiner neuen Heimat tätig; genannt seien hier nur seine Funktion als Delegierter Israels in der World Medical Association und als Mitglied des israelischen Wissenschaftsrats. Seine Tätigkeit in der Israel Medical Association war geprägt durch die

jahrelange Funktion als Redaktionsmitglied bzw. ab 1965 als Chefredakteur ihres offiziellen Publikationsorgans „Harefuah“, wo er weiterhin auch eigene Beiträge aus seinem Forschungsgebiet veröffentlichte. Außerdem betreute er die „Proceedings“ der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft in Tel Aviv, in denen die Vorträge der sich wöchentlich treffenden Exilwissenschaftler (größtenteils deutscher Herkunft, darunter auch Rosenbaum selbst) veröffentlicht wurden. Sowohl während des Zweiten Weltkriegs als auch im israelischen Unabhängigkeitskrieg 1948 arbeitete Rosenbaum als Militärarzt und leitete eine Erste-Hilfe-Station. Als nach der Gründung des Staates Israel die Zeiten ruhiger wurden, hielt er in aller Welt Gastvorträge und nahm Gastprofessuren an.

Rosenbaums Verhältnis zu Deutschland blieb lange distanziert: Zwar veröffentlichte er auch in deutschen medizinischen Fachzeitschriften, doch wies er 1949 das Angebot einer Erneuerung seiner Mitgliedschaft in der Deutschen Gesellschaft für Kinderheilkunde noch zurück, weil er von dort jeden Protest gegen die NS-Maßnahmen, die immerhin ein Drittel der Mitglieder betrafen, vermisst hatte; erst 1953 akzeptierte er. Nach Deutschland kam er wegen seiner Vorbehalte erst wieder 1961, als ihm die Paracelsus-Medaille der Deutschen Ärzteschaft verliehen wurde. Siegfried Rosenbaum starb 1969 in Tel Aviv an Leukämie.

Literatur bei der Verfasserin

Korrespondenzadresse:
 Prof. Dr. Dr. Ortrun Riha
 Karl-Sudhoff-Institut, Universität Leipzig,
 Käthe-Kollwitz-Straße 82, 04109 Leipzig

Biografische Fragmente von Dr. med. Berthold Seckelsohn

1864 – 1943

„Tot ist nur, wer vergessen ist“

Seit dem 22. Oktober 2010 gibt es im Columbarium des ehemaligen Ghettos und Konzentrationslagers Theresienstadt eine Gedenktafel für Dr. med. Berthold Seckelsohn. Er ist (derzeit) der einzige Leipziger Arzt und überhaupt der einzige Leipziger, dessen Andenken in dieser besonderen Form in der Gedenkstätte in Theresienstadt nun für immer bewahrt wird.

Zu verdanken sind Initiative und Organisation dieser Ehrung Frau Anne Tienelt und ihrem Sohn Michael. Dies gilt auch für den Stolperstein, der für den Arzt vor seinem letzten freigewählten Wohnsitz und dem Praxissitz in Leipzig, Dieskaustraße 10, liegt.

Wer war dieser Arzt, der in Leipzig nahezu unbekannt ist?

Berthold Seckelsohn wurde am 8. Dezember 1864 in Schönlanke/Pommern in einer Kaufmannsfamilie geboren. Der junge Mann entschied sich nach der Reifeprüfung offenbar nicht sofort für ein Medizinstudium, denn erst im Sommersemester 1889 ließ er sich an der Universität Würzburg einschreiben.

So ist doch wohl relativ viel Zeit von der Reifeprüfung bis zur Einschreibung vergangen. 1891 wechselte er von Würzburg an die Leipziger Universität und setzte hier das Medizinstudium bis zum erfolgreichen Abschlussexamen 1895 fort. Auch wann genau er seine Approbation erhielt, konnte noch nicht ermittelt werden. Das Promotionsbuch der Leipziger Medizinischen Fakultät weist aus, dass Seckelsohn am 14. Oktober 1899 als approbierter Arzt zum Thema „Über die Behandlung angeborener und erworbener Gaumendefekte“ promoviert wurde. Seine Referenten waren die Professoren Dres. Trendelenburg und Flechsig. Der Promotor war ebenfalls Prof.

Dr. Trendelenburg und die Examinatoren wurden mit den Professoren Dres. His und Sattler angegeben.

Über die ersten Jahre seines Wirkens als Arzt ist ebenfalls nur wenig bekannt. Im Adressbuch der Stadt Leipzig von 1900 ist er bereits als „Praktischer Arzt und Geburtshelfer“ eingetragen. Die Adresse in jenem Jahr war die Körnerstraße, zur Leipziger Südvorstadt gehörig. Damit wird deutlich, dass er nunmehr den Weg zu einer eigenen Praxis zumindest beschritten hatte. Aus dem Ärzteverzeichnis der „Reichsmedizinalkalender“ im Zeitraum 1895 bis 1905 sind dazu aber noch keine exakten Angaben zu erfahren – er ist nur namentlich, aber ohne Nennung der Fachrichtung sowohl für Leipzig als auch für den Vorort Gautzsch (heute Markkleeberg) verzeichnet. Damit hatte Gautzsch mit seinen damals etwas mehr als 3.000 Einwohnern drei Mediziner. Ab 1905 erst ist Dr. Seckelsohn im Südwesten Leipzigs eindeutig mit eigener Praxis nachweisbar. Dort in einem Stadtgebiet, wo vor allem die sogenannten „kleinen Leute“ wohnten, lebte und arbeitete nun auch er, in der Dieskaustraße 10. Er wirkte dort als Praktischer Arzt.

In einigen Ausgaben der „Reichsmedizinalkalender“ der zwanziger Jahre (bis 1928) ist er zudem als „Bahnarzt“ aufgeführt. Als solcher war er zum Beispiel verantwortlich für die ärztliche Untersuchung von Bahnbeamten hinsichtlich ihrer Diensttauglichkeit, insbesondere für die ständige Kontrolle des Seh- und Hörvermögens der zugleitenden Bahnbeamten, für die Kontrolle der Einhaltung der Hygienevorschriften auf Bahnhöfen, in Warteräumen usw., für die Unterweisung des Bahnhofs- und Fahrpersonals in der Erste-Hilfe-Leistung, und er war auch als Gutachter tätig, wenn es um Pensionierung oder Dienstuntauglichkeit von Bahnbeamten ging.

Dr. Seckelsohn war Mitglied der Israelitischen Religionsgemeinde zu Leipzig und engagierte sich im Centralverein Deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens.

Er heiratete ziemlich spät, erst 1933. Seine Frau Anna Wanda Jungandreas kam aus einer nichtjüdischen Familie. Die nationalsozialistische Bürokratie versäumte übrigens nicht, auf der polizeilichen Meldekartei der Frau die Bemerkung Mischehe – „arisch“ anzubringen. Bereits im April 1937 jedoch verstarb Anna Seckelsohn. Da die Ehe kinderlos war und der Arzt zumindest in Leipzig keine Verwandten hatte, stand er nun völlig allein da. Über einen Freundeskreis, der ihm hätte beistehen können in dieser für ihn schweren Zeit, ist nichts bekannt.

1936 gab Dr. Seckelsohn aus Altersgründen, er war inzwischen 72 Jahre alt, seine Praxis auf. Ohnehin hatten ihm die Nationalsozialisten die Kasenzulassung entzogen und Privatpatienten hatte er in diesem Stadtgebiet, in dem er lebte, wohl kaum. Praktizierte der Arzt auch nicht mehr – bei seinen ehemaligen Patienten blieb er „unser Doktor“, und sie sprachen voller Hochachtung von ihm, diesem bescheidenen Arzt, der sich stets aufopferungsvoll um alle Patienten kümmerte – ob diese nun zahlungskräftig waren oder eher arm, wie viele in dieser Wohngegend. So erinnert sich eine Leipzigerin noch heute: *„Meine Familie sprach stets mit großer Dankbarkeit von diesem Arzt. ... Meine Großeltern wohnten seit 1905 in der Wiegendstraße. Sie hatten zwei Töchter. Die Älteste, Jahrgang 1905, war meine Mutter. Beide Mädchen erkrankten als kleine Kinder an Diphtherie und Scharlach. Die Infektionen – gleichzeitig bei beiden ausgebrochen – führten zum lebensbedrohlichen Verlauf der Krankheiten. Meine besorgte Großmutter wandte sich in ihrer Not an Dr. Seckelsohn. Der Arzt betreute die Kinder während ihrer Krankheit aufopferungsvoll. Er kam täglich zu ihnen nach Hause, behandelte die schwerkranken Kinder, beriet meine Großmutter in der Krankenpflege und sprach ihr stets Mut zu.Der Arzt kam auch noch eine Zeit lang nach überstandener Krise und leistete meiner Großmutter verantwortungsvoll Beistand bei der Genesung der Kinder. ... Sicher war*

der Arzt hier besonders selbstlos, denn einer Arbeiterfamilie stand ja nur ein schmales Budget zur Verfügung, was Arztkosten anbelangte. Umso betroffener reagierten meine Familienangehörigen, als sie in der Nazizeit Dr. Seckelsohn mit dem gelben Stern, den Juden an ihrer Kleidung anbringen mußten, sahen. Meine Mutter sagte mir, der Arzt sei in dieser Zeit ein gebrochener Mann gewesen...“ Auf den Rat, aus Deutschland zu fliehen, soll er geantwortet haben: „Warum soll ich gehen? Ich habe doch den Menschen nur Gutes getan.“

Dr. Seckelsohn blieb auch nach dem Tod seiner Frau in Leipzig. Man darf nicht vergessen: in ihrem Todesjahr war er 73 Jahre alt. Wohin hätte er sich noch wenden sollen, außer auszuwandern. Verbindungen ins Ausland hatte er nie gehabt und nie geknüpft.

Obwohl Dr. Seckelsohn längst nicht mehr praktizierte, wurde ihm wie allen anderen jüdischen Ärzten nach dem September 1938 die Approbation entzogen: Die Eintragung bei Dr. Seckelsohn im erwähnten Promotionsbuch lautet: „Die Bestallung wurde gem. minist. Vdg. P. 65 Ap. vom 23.3.39 wieder entzogen (VI 33)“.

Bereits 1939 musste der Arzt aus der Dieskaustraße 10 ausziehen. Nachweislich nahm nach den Ereignissen und Folgen der Pogromnacht das Verdrängungsverhalten nichtjüdischer Vermieter gegen ihre jüdischen Mieter zu. Im Zusammenhang mit den in Angriff genommenen Maßnahmen zur Auflösung aller Mietverhältnisse mit Juden, die „erst“ ab Oktober 1939 „Gesetzeskraft“ erhielten, waren bereits vor diesem Zeitpunkt viele Mieter, so auch Dr. Seckelsohn, davon betroffen. Er zog in das Stadtzentrum, in die Bosestraße, wo er als Untermieter ein Zimmer bei der Familie eines jüdischen Kaufmanns bewohnte. Noch vier weitere solcher „Umzüge“ sollten für den betagten Arzt folgen, die dann alle die Adressen sogenannter „Judenhäuser“ aufwiesen, die es seit 1939 gab. Seine letzte Leipziger Adresse

war das „Judenhaus“ Nordstraße 15, ehemals ein jüdisches Altersheim.

Dass der Tod der Ehefrau 1937 für Dr. Seckelsohn im Jahr 1942 bedeuten sollte, dass er nunmehr im Wortsinn „ungeschützt“ war – nämlich vor einer Deportation in den sicheren Tod, konnte zu dem Zeitpunkt, als er seine Frau verlor, noch niemand ahnen. Waren Juden in „Mischehen“ auch nicht gänzlich vor Deportationen sicher, so hatten sie jedoch vielleicht dadurch eine etwas größere Chance, „davonzukommen.“ Nun aber war er im nationalsozialistischen Gesetzes-Verständnis vollkommen „schutzlos“...

Dr. Seckelsohn hatte offenbar keine näheren Familienangehörigen, somit auch nicht im Ausland, zu denen er einen Auswandererantrag hätte stellen können. Er hatte übrigens bis 1940 auch keinerlei Auswanderungsbemühungen unternommen, alle Rubriken auf dem Auswandererfragebogen der Reichsvereinigung der Juden in Deutschland vom 26. Juni 1940 – wie zum Beispiel Fragen nach Anträgen in die Emigrationszielländer USA, Süd- und Mittelamerika, von Europa, British Empire, China, Palästina oder sonstige Länder – wurden in diesem von ihm ausgefüllten Fragebogen mit Nein beantwortet.

Die 7. Frage dort: „Erscheint der Besucher auswanderungsunfähig – aus welchem Grund?“ – wurde jedoch mit Ja angegeben. (Dr. Seckelsohn war inzwischen 76 Jahre alt). Es folgte zu dieser Frage der angefügte Satz: „Dr. Seckelsohn ist ein alter, sehr kranker Herr (...) und hat keinerlei Anhang.“

Bereits am 10. September 1942 musste Dr. Seckelsohn im Zusammenhang mit der bevorstehenden Deportation einen sogenannten „Heimeinkaufsvertrag“ unterschreiben, mit welchem er und alle anderen Opfer – und das war Pflicht! – nicht nur „die Kosten der Fahrt und ihrer eigenen Unterbringung zu decken, sondern darüber hinaus soweit als möglich auch die Mittel zur Versorgung der Hilfsbedürftigen aufzubringen“ hatten.

Darin hieß es unter anderem:

„Heimeinkaufsvertrag H

1.a) Herr Dr. Seckelsohn erkennt folgendes an:

Da der Reichsvereinigung die Aufbringung der Mittel für die Gesamtheit der gemeinschaftlich (in Theresienstadt) unterzubringenden, auch der hilfsbedürftigen Personen obliegt, ist es Pflicht aller für die Gemeinschaftsunterbringung bestimmten Personen, die über Vermögen verfügen, durch den von ihnen an die Reichsvereinigung zu entrichtenden Einkaufsbetrag nicht nur die Kosten ihrer eigenen Unterbringung zu decken, sondern darüber hinaus soweit als möglich auch die Mittel zur Versorgung der Hilfsbedürftigen aufzubringen.

b) Herr Dr. Seckelsohn kauft sich vom 15.9.1942 ab in die Gemeinschaftsunterbringung mit einem Betrag von ...RM (in Worten ...) ein.

...

3.a) Mit Abschluß des Vertrags wird die Verpflichtung übernommen, dem Vertragspartner auf Lebenszeit Heimunterkunft und Verpflegung zu gewähren, die Wäsche waschen zu lassen, ihn erforderlichenfalls ärztlich und für notwendigen Krankenhausaufenthalt zu sorgen.

b) Das Recht der anderweitigen Unterbringung bleibt vorbehalten.

c) Aus einer Veränderung der gegenwärtigen Unterbringungsform kann der Vertragspartner keine Ansprüche herleiten

...

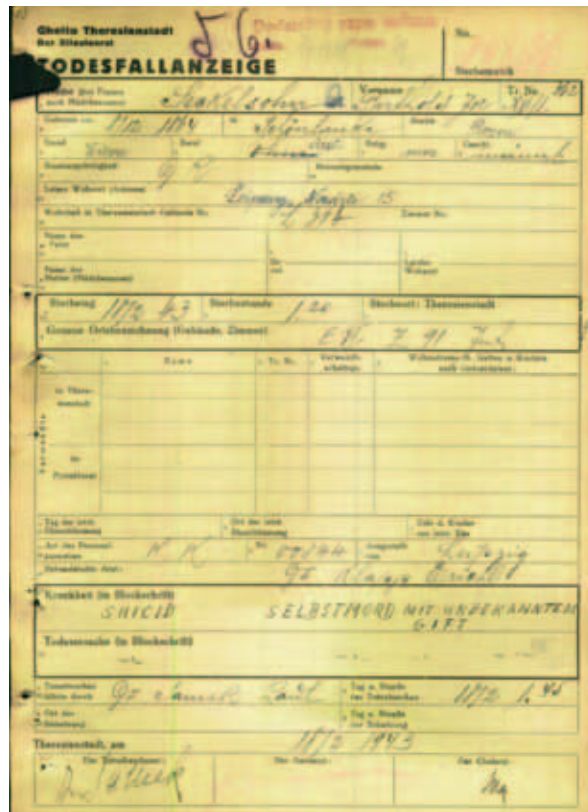
5a) Der Einkaufsbetrag geht mit der Leistung in das Eigentum der Reichsvereinigung über.

b) Ein Rechtsanspruch auf Rückzahlung dieses Betrages besteht, auch beim Tode des Vertragspartners oder bei Aufhebung des Vertrages aus sonstigen Gründen, nicht ...“

Am gleichen Tag, was aber kein Zufall war, hatte Dr. Berthold Seckelsohn bei der Deutschen Bank den „unwiderruflichen“ Auftrag erteilt, sein Konto „abzurechnen“ und das Guthaben einschließlich „der aufgelaufenen Zinsen auf das Sonderkonto H der Reichsvereinigung der Juden in Deutschlands beim Bank-



Die Gedenktafel für Dr. med. Berthold Seckelsohn in der Gedenkstätte Theresienstadt (Columbarium) © A. Lorz



Die Todesfallanzeige für Dr. med. Berthold Seckelsohn, ausgestellt im Theresienstädter Zentralen Krankenhaus EVI ©online-Dokument, Orig.-Nr. 109 123 214, Nationalarchiv Prag

haus von Heinz, Tecklenburg & Co, Berlin“ zu überweisen.

Am 19. September 1942 wurde Dr. Seckelsohn, der also weder auswandern wollte noch konnte (konnte er doch keinen der notwendigen Garantoren vorweisen), nach Theresienstadt deportiert.

Der 78-jährige Arzt gehörte bei dieser zuweilen auch als „Welle“ bezeichneten Deportation zu der vierten, die aus Leipzig wegging. Und er gehörte zu den 442 Leipziger Deportierten der sogenannten 5. Altersgruppe, den „durchgängig fast älteren Leuten“, zu denen auch die „über 20 Jahre“ zugeordnet wurden und am 19. 9.1942 „abwanderten“, wie es im Bürokratendeutsch zynisch hieß. Insgesamt wurden mit diesem Transport XVII von Leipzig aus 877 Juden nach Theresienstadt deportiert. Der Transport wurde also in Leipzig noch mit aus anderen Städten kommenden Leidensgefährten zusammengestellt.

Am 20. 9. kamen sie in Theresienstadt an. Überlebende berichteten 1947 von eben diesem Transport einem Journalisten: „...die erste Sta-

tion war die Turnhalle in der Nordstraßenschule, (genau war das die Turnhalle der 32. Volksschule in Leipzig, Yorckstraße, AL) die als Sammel-lager für die zusammengetriebenen Juden gedient hatte. Am nächsten Morgen war der Marsch nach Engelsdorf gegangen, wo der Trupp in einem Zelt für Kriegsgefangene auf den Zug aus Thüringen hatte warten müssen. Nachts gegen 11 Uhr war er eingelaufen, vollgepfropft mit Schicksalsgefährten. Und nun war der Transport, bei abgeschlossenen Türen und Fenstern, über Chemnitz nach der Zielstation Bauschowitz abgegangen, einem Dorf, anderthalb Stunden von Theresienstadt entfernt. An Ort und Stelle hatte sich jeder Ankömmling in der „Schleuse“ zunächst völlig entkleiden müssen. Nach Abgabe all seiner Habe war er dann einem der nummerierten Hausblocks zugewiesen worden, die in Qu- (quer) oder L-(längs-) Straßen standen...“

Genau fünf Monate nach der Aufforderung, sich in der 32. Volksschule – zur Deportation! – einzufinden, setzte der Arzt, inzwischen

79-jährig, in Theresienstadt seinem Leben ein Ende. Als Todesursache stellte der dortige Arzt, Dr. Erich Klapp, am 18.2.1943, fest: „Selbstmord mit unbekanntem Gift.“ Eine Rettung war nicht mehr möglich. Er verstarb in „E VI“, das war das Zentralkrankenhaus in der Hohenelber Kaserne. Die Holz- oder Papp-Urne mit seiner Asche wurde im Columbarium des Ghettos „gelagert“ und 1944 ebenso wie die von Tausenden weiteren Opfern auf Befehl der SS entweder bei Litomerice vergraben oder in die Eger geschüttet. Spurenlos sollten die Verbrechen bleiben... Auf dass auch dieser Arzt, der doch eher „in der Stille“, aber ebenso aufopferungsvoll im Sinne des von ihm geschworenen Hippokratischen Eides wirkte, nie vergessen sei – dafür gibt es in Leipzig für ihn einen Stolperstein und in Theresienstadt eine kleine Tafel des Gedenkens.

Literatur bei der Verfasserin

Anschrift der Verfasserin:
Dr. rer. pol. Andrea Lorz
Berkaer Weg 10
04207 Leipzig

Der Frauenarzt Prof. Dr. med. Felix Otto Skutsch

1861–1951

Viel zu spät ist dem Schicksal der durch die Nationalsozialisten von der Leipziger Medizinischen Fakultät Vertriebenen nachgeforscht worden, von denen nur der Frauenarzt Felix Skutsch als Überlebender von Theresienstadt an seine alte Wirkungsstätte zurückkehren konnte.

Neben Kurzbiografien in verschiedenen Dokumentationen gibt es inzwischen auch eine medizinische Dissertation, die besonders Felix Skutchs fachliche Leistungen behandelt, und wirklich war dieser bereits 1901 als Gynäkologe und Geburtshelfer so anerkannt, dass er in das Biografische Lexikon von Julius Pagel aufgenommen wurde.

Fast ein Jahrhundert deutscher Geschichte hat Felix Skutsch erlebt und erlitten: Geboren im alten Preußen, wurde er 1871 Bürger des Deutschen Reiches, erlebte den ersten Weltkrieg und die Weimarer Republik, überlebte die Schrecken des Nationalsozialismus und war Zeuge der Gründung zweier Staaten im Nachkriegsdeutschland. Aus seinem reichen Leben gibt es jedoch keine persönlichen Aufzeichnungen; es konnten weder Tagebuchnotizen noch Korrespondenz ermittelt werden, sodass hier vor allem die Unterlagen im Universitätsarchiv Leipzig, Dokumentationen zu Juden in Leipzig und zum Lager Theresienstadt sowie die Dokumentensammlung im Archiv des Leipziger Bibliophilen-Abends zugrunde gelegt wurden.

Felix Otto Skutsch wurde am 14. Januar 1861 als Sohn des Sanitätsrates Dr. med. Fedor Skutsch (1821 bis 1896) und der Hausfrau Johanna Skutsch (gest. 1906) in Königshütte/Oberschlesien (heute Chorzów, Polen) geboren. Seine Eltern (Samuel und Henriette Skutsch) sowie die Großeltern (Louis und Henriette Sachs) gehörten der großen Breslauer Jüdischen Gemeinde an. Dr. med. Fedor Skutsch zählte als erfolg-

reicher niedergelassener Arzt zu den angesehensten Bürgern Breslaus.

Die Jüdische Gemeinde Breslau war Ende des 19. Jahrhunderts mit etwa 21.000 Mitgliedern eine der größten jüdischen Gemeinden Deutschlands. Im Jahr 1944 wurde sie endgültig zerstört, und damit „[...] wurde eine jüdische Welt mit jahrhundertealter kultureller, wirtschaftlicher, wissenschaftlicher und politischer Tradition von herausragender gesamtdeutscher wie allgemeineuropäischer Bedeutung unwiederbringlich vernichtet“, so der Direktor des Historischen Museums Breslau (Muzeum Historyczne Wrocław), Maciej Łagiewski.

Man kann als sicher annehmen, dass Felix Skutsch während Kindheit und Jugend in der jüdischen Tradition aufwuchs. Von 1872 bis 1879 besuchte Skutsch das humanistische Gymnasium St. Maria Magdalena in Breslau, eines der traditionsreichsten deutschsprachigen Gymnasien (gegründet 1267 als Lateinschule), an dem 1875 über 800 Schüler verschiedener Religionszugehörigkeit lernten und aus dem viele später bedeutende Persönlichkeiten hervorgingen.

Nachdem Skutsch Ostern 1879 die Reifeprüfung abgelegt hatte, immatrikulierte er sich, dem väterlichen Vorbild folgend, an der Universität Breslau für Medizin. Im Juni 1881 bestand er mit dem Prädikat „sehr gut“ das Physikum, 1884 ebenfalls „sehr gut“ die ärztliche Staatsprüfung, und noch im selben Jahr wurde er an der Medizinischen Fakultät der Breslauer Universität nach Verteidigung der Dissertation „Die Lacerationen der Cervix uteri, ihre Bedeutung und operative Behandlung“ „summa cum laude“ zum Dr. med. promoviert. Zu Skutchs akademischen Lehrern zählte auch der Gynäkologe und Geburtshelfer Heinrich Fritsch (1844 bis 1915), der den jungen Skutsch besonders beeindruckte. Fritsch war ein geschickter Operateur, Mitbegründer des „Zentralblattes für Gynäkologie“ und bis heute dem Geburtshelfer bekannt als medizinischer Eponymos, zum Beispiel in „Fritsch-Handgriff“ oder „Fritsch-Lagerung“.

Aus Interesse für die Frauenheilkunde begann Skutsch am 1. April 1884 als Zweiter Assistent seinen Dienst in der Universitäts-Frauenklinik Jena, die – gegründet 1778 als Accouchierhaus und eine der ältesten Universitäts-Frauenkliniken in Mitteleuropa – damals unter dem Direktorat von Prof. Bernhard Sigmund-Schultze (1827 bis 1919) einen besonderen Aufschwung erlebte. Skutsch avancierte schon im August 1884 zum Ersten Assistenten der Klinik, erwarb sich umfangreiche operative Fähigkeiten und vertrat in seiner Stellung, die der eines Oberarztes entsprach, seinen Direktor bei den Lehrverpflichtungen.

Über Skutchs Motive für den Übertritt zum evangelischen Glauben gibt es keine Aussagen, doch liegt es nahe, dass Prof. Sigmund-Schultze seinem Mitarbeiter dies empfohlen hatte, um ihm eine akademische Karriere zu ermöglichen. So spricht es auch für ein besonderes Vertrauensverhältnis, dass Prof. Sigmund-Schultze am 18. Dezember 1886 in der evangelischen Michaeliskirche in Jena neben dem Diakon der zweite Taufzeuge von Skutsch war.

Zwar hatte das Emanzipationsgesetz des Norddeutschen Bundes 1869 alle aus Gründen der Konfession bestehenden Beschränkungen der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte für Bürger jüdischen Glaubens aufgehoben, doch war die gesetzlich verbürgte Emanzipation der Juden keineswegs im Alltag und schon gar nicht im akademischen Leben Realität geworden. Bereits im Dezember 1886, dem Monat seiner Taufe, reichte Skutsch bei der Medizinischen Fakultät der Universität Jena seine Habilitationsschrift über „Die Beckenmessung an der lebenden Frau“ ein, die er am 29. Januar in öffentlicher Disputation verteidigte. Nachdem er am 12. Februar 1887 mit seiner Probevorlesung „Über die neuesten Fortschritte in der Gynäkologie“ alle Bedingungen zur vollsten Zufriedenheit der Fakultät erfüllt hatte, war Skutsch Privatdozent für Gynäkologie und Geburtshilfe an der Universität Jena.

Im Jahr 1888 berief man den a.o. Professor für Geburtshilfe und Gynäkologie Otto E. Küster (1849 bis 1931), der auch zweiter Examinator für die Staatsexamensprüfung in Jena war, nach Dorpat, und Schultze schlug seinen jungen Kollegen Skutsch für das Amt des Examinators vor. Da sich Skutsch durch zahlreiche wissenschaftliche Publikationen, erfolgreich durchgeführte schwierige Operationen und umfangreiche Lehrverpflichtungen bestens ausgewiesen hatte, bemühte sich Schultze für ihn um eine a.o. Professur. Nach positivem Votum der Gutachter wurde Skutsch am 4. Juli 1891 zum a.o. Professor für Geburtshilfe und Gynäkologie an der Jenaer Medizinischen Fakultät ernannt. Neben seiner umfangreichen Lehrtätigkeit engagierte er sich in der Weiterbildung der Ärzte und betrieb eine Privatpraxis. Auch sein Privatleben entwickelte sich erfreulich: Am 19. September heiratete er die ebenfalls aus Breslau stammende Pauline Helene Friedenthal (geb. 11. Juni 1856, gest. 21. Januar 1944 in Theresienstadt). Mit ihr hatte er den Sohn Walther Heinrich Fedor (geboren in Jena am 26. Juni 1898, gestorben am 24. Januar 1978 in New York) und die Tochter Ilse Mathilde (geboren am 6. März 1900, gestorben [?] in England).

Als Prof. Sigmund-Schultze sich 1903 altershalber emeritieren ließ und vom Direktorat der Frauenklinik zurücktrat, hoffte Skutsch, sein Nachfolger zu werden, doch setzte ihn die Fakultät nur an vierter Stelle auf die Liste, und der Kurator vermerkte, dass Skutsch wohl nur auf Wunsch von Prof. Schultze auf die Liste gekommen sei, da dieser „seinen Schüler gern als Nachfolger haben würde“, aber „die Fakultät scheint ihn nicht zu wünschen“. Gründe dafür finden sich nicht in den Akten.

Wie sehr Skutsch über diese Zurücksetzung enttäuscht war, geht aus seinem Antrag um Aufnahme in den Lehrkörper der Leipziger Medizinischen Fakultät hervor, in dem er schreibt: „[...] Als im verflorenen



Prof. Skutsch im Kreise seiner Studenten – Quelle: Universitätsarchiv Leipzig (Signatur: UAL FS N00688)

Semester mit dem Rücktritt Geheimrath Schultzes vom Lehramt sein Lehrstuhl neu besetzt wurde befand ich mich unter den zur Nachfolge Vorgeschlagenen. Nachdem Herr Prof. Krönig aus Leipzig als Nachfolger berufen war, waren die Verhältnisse für mich mit einem Schlage verändert, meine Hoffnungen vernichtet. Es waren innere, psychische Momente, die es für mich nothwendig machten Jena zu verlassen und mir ein neues Feld der Thätigkeit zu suchen. [...] Da ich mit Leib und Seele akademischer Lehrer bin, so werde ich innere Ruhe und Befriedigung nur wieder dann gewinnen, wenn ich meine Kräfte in den Dienst der Universität stellen und so wissenschaftlich arbeiten und lehren kann [...]“.

Nach anfänglichen Widerständen der Fakultät erfolgte nach der in Leipzig eingereichten zweiten Habilitationsschrift „Die Entstehung der Hämatocèle“, die vom Ordinarius für Geburtshilfe und Gynäkologie Paul Zweifel (1848 bis 1827) viel Lob erhielt, sehr schnell die Umhabilitation nach Leipzig, und Skutsch wurde Privatdozent mit der aktenkundigen Ergänzung „früher Prof. a. o. an der Universität Jena“. Sofort übernahm er umfangreiche Lehrverpflichtungen, hielt privatim einen Kurs geburtshilflicher Operationen im Medizinisch-Poliklinischen Institut (Nürnberger Straße 55), veranstaltete gynäkologische Besprechungen,

privatissime et gratis, in seiner Wohnung in der Gottschedstraße 22, und vom Sommersemester 1907 an hielt er auch poliklinischen Unterricht privatissime et gratis in seiner Gynäkologischen Privatpoliklinik. Beide Kinder des Ehepaares Skutsch studierten. Walter Skutsch verteidigte 1923 in Leipzig seine juristische Promotionschrift, und Ilse Skutsch wurde 1929 zum Dr. phil. promoviert.

Nach einem im Jahr 1914 gescheiterten ersten Versuch der Fakultät, den in Jena verliehenen Titel eines a.o. Professors durch das Ministerium in Dresden auch für Leipzig anerkennen zu lassen, stellte erst 1923, unter dem Dekanat des Medizinhistorikers Karl Sudhoff (1853 bis 1938), die Fakultät erneut den Antrag, den Privatdozenten Skutsch zum außerplanmäßigen Professor an der Medizinischen Fakultät zu ernennen. In der Begründung, in der die Leistungen Skutschs gewürdigt werden, heißt es unter anderem: „Der Privatdozent für Gynäkologie Dr. Skutsch [...] wird als sehr gewissenhafter und zuverlässiger Mann, sowohl in der wissenschaftlichen Arbeit, wie in kollegialer Hinsicht allseitig hoch geschätzt. [...] Sein Lehrbuch über die geburtshilfliche Operationslehre gilt für das beste, das über das Thema überhaupt geschrieben worden ist. Noch heute stehen hervorragende Lehrer vollkommen auf dem Boden dieses Werkes, [...]“. Sodann

ist hervorzuheben die Monographie: Die Untersuchung auf Schwangerschaft und die Diagnose derselben. Auch die kleineren Mitteilungen von Skutsch zeichnen sich durchaus durch wissenschaftliche Gründlichkeit und durch das Bestreben aus, die aktuellen Fragen in der Gynäkologie selbst zu prüfen und zu beantworten. Dr. Skutsch hat in der geburtshilflichen Gesellschaft, deren Vorsitzender er lange Jahre hindurch gewesen ist, in uneigennützigster Weise sich betätigt, und [...] ist dauernd unablässig bemüht gewesen, durch sehr anregende Vorträge und Demonstrationen das wissenschaftliche Leben in der Gesellschaft zu fördern, [...]. Es ist durchaus notwendig, dass ein Mann, der wissenschaftlich so gut gekannt ist, der unablässig weiter wissenschaftlich arbeitet und der im Kreise seiner Fachgenossen eine angesehenere Stellung einnimmt, in den Rang wieder eingesetzt wird, den er bereits vor 30 Jahren an der Universität Jena inne gehabt hat [...].“ Am 18. Juli 1923 hielt Felix Skutsch in der Aula der Leipziger Universität seine Antrittsvorlesung über „Die Stellung des Arztes zur Frage der Freigabe der Schwangerschaftsunterbrechung“, ein auch in der Öffentlichkeit der Weimarer Republik heiß diskutiertes Thema, denn die Zahl der aus Not vorgenommenen illegalen Abtreibungen schätzte man auf jährlich 500.000 bis 800.000, wovon 10.000 für die Schwangeren tödlich ausgingen.

Das Spektrum der wissenschaftlichen Arbeiten von Skutsch war sehr groß: Er verbesserte diagnostische Verfahren und die Technik geburtshilflicher Operationen, plädierte für strenge Hygiene, für eine bessere Versorgung frühgeborener und neugeborener Kinder und engagierte sich für eine engere Zusammenarbeit des Frauenarztes mit Vertretern anderer medizinischer Disziplinen.

Nach einstimmigem Beschluss der Fakultät erhielt Skutsch einen kleinen Lehrauftrag für „Theoretische Geburtshilfe“, da er sein gesamtes Privatvermögen durch die Inflation

verloren hatte, und als er 1930 emeritiert werden sollte (immerhin stand er bereits im 69. Lebensjahr), kämpfte er erfolgreich um seinen Lehrauftrag.

Doch war ihm nur ein kurzer Aufschub vergönnt, denn mit Schreiben des Dresdener Ministeriums für Volksbildung vom 25. September 1933 nach §3 des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums wurde Felix Skutsch die Lehrbefugnis entzogen. Er erlebte als bereits betagter, hoch angesehener Arzt und Wissenschaftler alle Diskriminierungen und Demütigungen, denen die jüdischen Bürger ausgesetzt waren, musste seine Privatklinik aufgeben und durfte bis 1935 nur noch eine gynäkologische Praxis als „jüdischer Arzt mit Kassenzulassung“ führen, bis ihm zum 30. September 1938 die Approbation entzogen wurde.

1938 wurden die Schikane unerträglich: Jüdische Ärzte und Rechtsanwälte hatten Berufsverbot, Juden durften keine Behörden betreten, sich nicht in Kurorten aufhalten, mussten ihre Reisepässe abgeben und erhielten nur begrenzt neue, die den Aufdruck „J“ trugen, und mit Gesetz vom 17. August 1938 wurden zwangsweise den als jüdisch stigmatisierten Bürgern die Namen „Sara“ und „Israel“ zugeordnet. In der Nacht vom 9. zum 10. November 1938 fanden die Novemberpogrome, die blasphemisch als „Reichkristallnacht“ bezeichneten Gewaltexzesse gegen Juden, auch in Leipzig statt. Zwar wusste das Ehepaar Skutsch Tochter und Sohn mit Familie in Sicherheit, da beiden die Emigration gelungen war, doch die eigenen Lebensumstände wurden immer schwieriger und gefährlicher. Im Oktober 1941 hatten die Massendeportationen aus dem Reichsgebiet begonnen. Am 20. Januar 1942 beschloss die Wannseekonferenz die Koordinierung der Maßnahmen zur „Endlösung“, die Deportation der gesamten jüdischen Bevölkerung Europas zur physischen Vernichtung im Osten. Eine der organisatorischen Voraussetzungen war es, die Juden

„unter Kontrolle“ zu halten und in speziellen Häusern zu konzentrieren. Mit Verfügung vom 30. April 1939 hatten jüdische Bürger „arische Wohnhäuser“ zu verlassen, und so musste das Ehepaar Skutsch viermal umziehen, bis es 1943 schließlich im „Judenhaus“ in der Leipziger Färberstrasse 11 unterkam, das von der tiefgläubigen Louise Ariowitsch (1856 bis 1939) gestiftet worden war. Die letzten Bewohner dieses Hauses wurden mit der „Welle V“, einem der unangekündigten plötzlichen Abtransporte, am 17. Februar 1943 deportiert. Unter den 148 aus Leipzig deportierten Personen, deren Bestimmungsorte Theresienstadt und Auschwitz waren, befand sich auch das Ehepaar Skutsch. Für dieses ging es mit weiteren etwa 30 Leipzigern zunächst nach Berlin, von wo die Skutschs mit dem Transport I/90, dem größten Berliner Transport (1342 Personen), am 18. März 1943 nach Theresienstadt gebracht wurden.

20.441 deutsche Juden kamen in Theresienstadt um (mehr als 48 Prozent aller Häftlinge aus deutschen Transporten); unter den Opfern war auch Helene Pauline Skutsch, die am 21. Januar 1944 an Hunger und Entkräftung starb. Im Theresienstädter Gedenkbuch sind Helene Skutsch (S. 206) und Felix Skutsch (S. 265) unter den Berliner Deportierten mit Transportnummer und Ankunftsdatum verzeichnet. Dass Felix Skutsch Theresienstadt überlebte, verdankte er dem Umstand, dass er als Universitätsprofessor zu den „Prominenten“ gehörte und als Arzt gebraucht wurde. Diese „prominenten Häftlinge“ hatten etwas bessere Bedingungen bei Wohnung und Ernährung und waren – zumindest vorübergehend – vor dem Transport in das Vernichtungslager Auschwitz bewahrt.

Nachdem die Rote Armee am 2. Mai 1945 die Häftlinge befreit hatte, war die Lage für die meist älteren, unterernährten und durch die furchtbaren Erlebnisse verstörten Menschen sehr schwierig. Felix Skutsch war nach dem Tod seiner Frau allein, denn der

Sohn Walter mit Familie lebte in New York, die Tochter Ilse als Studienassessorin in England. Nachdem das Rote Kreuz sich zunächst der Befreiten angenommen hatte, kehrte Felix Skutsch nach Leipzig zurück. Er wurde vom Pfarrer der Petersgemeinde, Lic. theol. Georg Walther (1884 bis 1984) aufgenommen, der die Familie Skutsch wie auch andere christliche „Nichtarier“ bereits vor ihrer Deportation seelsorgerisch betreut hatte.

Die Universität, an der im Krieg 60 Prozent aller Gebäude und 70 Prozent aller Bücher vernichtet worden waren, erlebte dennoch bereits am 5. Februar 1946 unter dem Rektorat von Bernhard Schweitzer (1892 bis 1966) ihre Wiedereröffnung.

Obwohl Felix Skutsch inzwischen 84 Jahre alt war, beauftragte ihn das Gesundheitsamt der Stadt im August 1945 mit der Aufnahme ärztlicher Sprechstunden, und er erklärte sich bereit, erneut Aufgaben in der Lehre an der Medizinischen Fakultät zu übernehmen. Der Direktor der Frauenklinik, Robert Schröder (1884 bis 1959), schrieb am 8. August 1945 dem Dekan, man möge den a.o. Professor Skutsch wieder in seine alten Rechte einzusetzen und ihm den sogenannten kleinen Lehrauftrag erneut erteilen. Aus Skutschs Programm der Lehrveranstaltungen geht hervor, dass er über zwei Semester je 50 Stunden Vorlesung über Geburtshilfe und Gynäkologie und 28 Stunden Kurs „Geburtshilfliche Operationen“ hielt.

In der 1946 bis 1948 in der Sowjetischen Besatzungszone erscheinenden Leipziger Zeitung wurde an das Schicksal des Ehepaares Skutsch erinnert, und über Felix Skutsch hieß es unter anderem: „Wer dem 85-jährigen Professor in die Augen schaut, vermag es abzulesen wie aus einem Spiegel: der Mensch und der Arzt sind sich treu geblieben in allem Zeitenwandel, allem Leid des siebenten und achten Lebensjahrzehnts. [...] Tausende verdanken dem Manne, der fast 30 Jahre an Leipzigs Universität Geburtshilfe und Gynäkologie lehrte, ein gediegenes Fachwissen



Prof. Skutsch zur Feier seines 90. Geburtstages (13. Januar 1951) – Quelle: Universitätsarchiv Leipzig (Signatur: UAL FS N00688)

und, was vielleicht noch mehr ist, ein untadeliges Berufsethos.“

Am wissenschaftlichen Leben nahm Skutsch ebenfalls noch teil, besuchte Kongresse und hielt Vorträge. Am 13. Januar 1951 wurde Felix Skutsch, Deutschland ältester Professor im Amt, 90 Jahre alt. Die Universität veranstaltete aus diesem Anlass eine Feier im Hörsaal der Frauenklinik, zu der Rektor Georg Mayer (1892 bis 1973) die Universitätsangehörigen einlud. Die Leipziger Volkszeitung berichtete ausführlich, dass bei der Festveranstaltung die Plätze des großen Hörsaales der Universitäts-Frauenklinik nicht ausreichten, um die Gratulanten – „ein ansehnlicher Kreis von Gelehrten aus nah und fern, von ehemaligen Schülern, von alten Freunden der Familie, von Studenten, Arbeitern und Angestellten der Medizinischen Fakultät“ – alle aufzunehmen. Klinikdirektor Schröder würdigte Skutsch als einen lebenden Zeugen der Entwicklung der Frauenheilkunde, die er wesentlich gefördert hatte. Schröder verband seine Glückwünsche unter dem Beifall der Gratulanten mit dem Wunsch, „dass der Jubilar noch die Wiederherstellung der Einheit Deutschlands erleben möge“. Drei Fachgesellschaften, voran die Deutsche Gesellschaft für Gynäkologie und Geburtshilfe, zu deren Grün-

dungsmitgliedern Skutsch gehört hatte, ernannten ihn zum Ehrenmitglied. Mit einem Brief, der seine große Freude ausdrückte, dankte Skutsch der Universität für die „wundervolle Feier“ und dem Prodekan „für seine überaus warmherzige Ansprache“, ebenso der Fakultät für die sehr willkommene „Übersendung der vielen und guten leiblichen Genüsse“.

Eine besondere Freude dürfte für Skutsch neben der hohen Anerkennung seiner Leistungen das Wiedersehen mit ehemaligen Studierenden gewesen sein. Einer dieser Studenten, der 1911/12 Assistent bei Skutsch in seiner Leipziger Privatfrauenklinik und -poliklinik gewesen war, traf seinen alten Hochschullehrer nach 38 Jahren wieder und war von dessen geistiger Frische und Regsamkeit sowie von seinem körperlichen Wohlergehen überrascht und erfreut. Als Beweis der hohen menschlichen Qualitäten seines Lehrers berichtete er, ihm habe Skutsch einmal geschrieben: „Ich klage nicht über das, was ich verloren habe, ich freue mich an dem, was mir geblieben ist.“ Am 19. Februar 1951 starb Felix Skutsch nach einem langen, ereignisreichen Leben, in dem er sich auch in den schlimmsten Situationen treu geblieben war. Er wurde am 25. Februar eingäschert und am 3. März auf dem Leipziger Südfriedhof im Universitätsareal beigesetzt, doch die Grabstätte wurde bedauerlicherweise durch die Universität nicht erhalten.

Wenn auch kein Ort des Gedenkens für Professor Felix Skutsch existiert, so haben doch Generationen von Ärzten, die bei ihm lernen durften, ihn in lebendiger, dankbarer Erinnerung behalten.

Literatur bei der Verfasserin

Anschrift der Verfasserin:
Prof. Dr. med. habil. Ingrid Kästner
Karl-Sudhoff-Institut für Geschichte der
Medizin und der Naturwissenschaften
Medizinische Fakultät der Universität Leipzig
Käthe-Kollwitz-Straße 82
04109 Leipzig

Der Medizinhistoriker Owsei Temkin

1902 – 2002

Zeitzeuge des Jahrhunderts

Der Medizinhistoriker Owsei Temkin, der das ganze 20. Jahrhundert mit all seinen Höhen und Tiefen erlebt hat, repräsentiert – wie auch Sir Bernard Katz – mit seinen Eltern die letzte Generation gebildeter jüdischer Einwanderer aus Osteuropa, denen Leipzig um 1900 zu einem gewissen Teil seinen Wohlstand verdankte, und er gehört zu den wenigen Wissenschaftlern, die schon vor der Machtergreifung der Nationalsozialisten hellsehtig die Weichen für einen Wegzug stellten.

Jugend in Leipzig

Temkin wurde am 6. Oktober 1902 als Sohn des jüdischen Kaufmanns Samuel Temkin und seiner Frau Anna, geb. Raskin, in Minsk (Weißrussland, Belarus) geboren. Angesichts einer aggressiv judenfeindlichen Stimmung, die sich zu Pogromen zu steigern drohte, flohen seine Eltern mit ihm und seiner Schwester 1905 nach Deutschland, wo die Familie in Leipzig eine neue Heimat fand und der Vater eine Musikalienhandlung eröffnete. Nach der Oktoberrevolution 1917 mussten die Temkins allerdings den Verlust ihrer russischen Staatsbürgerschaft hinnehmen.

Trotz der Ressentiments gegenüber dem „feindlichen Fremden“ während des Ersten Weltkriegs absolvierte Temkin sehr erfolgreich das Schillergymnasium und immatrikulierte sich nach dem Abitur 1922 an der Leipziger Universität für das Fach Medizin. Er besuchte jedoch aufgrund seiner geisteswissenschaftlichen Neigungen auch philosophische und philologische Lehrveranstaltungen. Als vorausschauend erwies sich das damals noch keineswegs übliche Erlernen der englischen neben der französischen Sprache (Latein und Griechisch beherrschte er vom Gymnasium her), doch Temkin eignete sich auch Hebräisch und später Arabisch sowie Grundkenntnisse



Owsei Temkin als Assistent im Leipziger Medizinhistorischen Institut (um 1930). Durch den weißen Kittel sollte die Zugehörigkeit zur Medizinischen Fakultät betont werden. Bildersammlung KSI

der altorientalischen Sprachen an, um direkt an und mit den Quellen arbeiten zu können.

1925 knüpfte er Kontakte zum Institut für Geschichte der Medizin. Desse mittlerweile betagter Gründer Karl Sudhoff (1853 bis 1938) war zwar dort noch regelmäßig präsent, doch beschäftigte er sich nur noch mit seinen eigenen Forschungen. Die Leitung, die Lehraufgaben und die Öffentlichkeitsarbeit lagen in den Händen seines Nachfolgers, des Schweizer Henry Ernest Sigerist (1891 bis 1957), der gezielt den Aufbau eines aufgeschlossenen Interessentenkreises betrieb, in dem nicht nur über historische Fragen, sondern auch über Gegenwartsprobleme der Medizin, Politik und Literatur diskutiert wurde. Dies sprach gerade die intellektuellen Studenten an, zu denen neben Temkin übrigens auch der spätere Nobelpreisträger Bernhard Katz (1911 bis 2003) gehörte. Sigerist erkannte rasch Temkins große analytische Begabung: Seine Seminararbeit über den historischen Konnex von Moral und Syphilis beeindruckte ihn so, dass er sie 1927 im „Archiv für Geschichte der Medizin“ abdruckte. 1928 legte Temkin das medizinische Staatsexamen ab, hätte jedoch aufgrund seines unklaren Status als Staatenloser und wegen seiner jüdischen Konfession nur als Praktikant klinisch arbeiten

können und wurde auch als ärztlicher Betreuer in einem Altenheim abgelehnt. Deshalb trat er zunächst als Volontärassistent in Sigerists Institut ein, wo er auch seine Dissertation über die inhaltliche Kohärenz des hippokratischen Schriftenkorpus angefertigt hatte, der rasch ein Vergleich zwischen den Krankheitsauffassungen von Hippokrates und Thomas Sydenham folgte. Kurz darauf bekam Temkin die Stelle als Erster Assistent und erhielt, nunmehr ausgestattet mit einem festen Einkommen, im gleichen Jahr 1928 die deutsche Staatsbürgerschaft.

Sigerist bereute seine Wahl nicht; er vertraute Temkin gleich Doktoranden an, setzte ihn während seiner Amerika-Reise 1930/31 als Stellvertreter ein und förderte seine zügige Habilitation über den Hippokratismus in der Spätantike (1931). Temkin machte auch auf den einflussreichen amerikanischen Mediziner William Henry Welch (1850 bis 1934) einen so ausgezeichneten Eindruck, dass dieser den Nachzug des frisch gebackenen Privatdozenten unterstützte, als Sigerist 1932 den Lehrstuhl in Baltimore übernahm. Welch hatte im Vorfeld der geplanten Gründung einer medizinhistorischen Abteilung an der John-Hopkin-Universität in Baltimore das als Modelleinrichtung geltende Leipziger Institut besucht, und nach ihm wurde aufgrund seines diesbezüglichen Engagements die neu eingerichtete Bibliothek sowie der Lehrstuhl benannt.

Ein europäisches Institut in Amerika

Zusammen mit seiner Ehefrau, der englischen Germanistin Clarice Lilian Shelley (1906 bis 1992), mit der er zwei Töchter haben sollte, wanderte Temkin 1932 in die Staaten aus und wurde dort wiederum Sigerists erster Mitarbeiter. Leicht war der Neustart in einem fremden Land und mitten in einer Wirtschaftsdepression für das junge Ehepaar nicht, doch in der Rückschau geschah der Wegzug gerade noch rechtzeitig unter dem Eindruck des politischen Wetterleuchtens, das bereits den Linksintellektuellen Sigerist vertrieben hatte:

1933 wurde Temkin in absentia die Lehrerlaubnis, 1934 die deutsche Staatsbürgerschaft entzogen.

Von seinen früheren Leipziger Kollegen traf er in den USA nach einigen Jahren den Trotzlisten und späteren Medizinanthropologen Erwin Heinz Ackerknecht (1906 bis 1988) wieder, der ebenfalls bei Sigerist promoviert und zeitweise gearbeitet hatte. Ackerknecht hatte sich zunächst nach Frankreich gewandt, aber 1941 ging auch er in die USA und bekam 1942 in Sigerists Institut eine Assistentenstelle; er war später von 1957 bis 1971 Direktor des Medizinhistorischen Instituts der Universität Zürich. In Baltimore arbeitete ferner ein weiterer deutscher Emigrant: Der am Berliner Institut für Geschichte der Medizin tätige jüdische Altphilologe Ludwig Edelstein (1902 bis 1965) war 1933 entlassen worden und emigrierte 1934 in die USA. Bis 1947 wirkte er unter Sigerists Direktorat; aus dieser Zeit (1943) stammt seine bahnbrechende Neu-Interpretation des Hippokratischen Eides, den er in die Nähe der pythagoräischen Esoterik rückte. Später hatte er Professuren in Seattle, Berkeley und New York inne.

In Baltimore formten Sigerist und Temkin ein Institut, das sich an den Standards der europäischen Geisteswissenschaften und speziell an der deutschen (bzw. Leipziger) Medizingeschichte orientierte und gleichzeitig durch Sigerists gesundheitspolitisches Engagement über Fachkreise hinaus präsent war; Sigerist schaffte es sogar auf die Titelseite des „Time“-Magazins. Temkin wurde von Anfang an die verantwortungsvolle Aufgabe übertragen, den größten Teil der Lehrverpflichtungen in dem neu eingeführten Fach zu übernehmen, wobei allerdings nach und nach Anpassungen des Stoffes an das Publikum in der Neuen Welt erforderlich waren (trotz der kulturellen Distanz zur Antike konnte aber noch 1956 eine Übersetzung der „Gynäkologie“ des Soran von Ephesus als Ergebnis eines Forschungsseminars erscheinen – heute auch in Europa undenkbar). In der Rückschau konnte Temkin festhalten, dass die amerikanischen Studieren-



Die Mitarbeiter des Instituts für Medizingeschichte an der Johns Hopkins Universität in Baltimore, aufgenommen in der Welch Memorial Library (1932). Von links nach rechts: William Henry Welch, Fielding H. Garrison, John Rathbone Oliver, Owsei Temkin, Henry E. Sigerist. Bildersammlung KSI.

den den Mangel an philologischen Kenntnissen durch ihre Lernbegierde mehr als wettmachten, denn sie nahmen es dankbar auf, dass sich ihnen durch den breit gefächerten medizinhistorischen Unterricht völlig neue Welten und unbekannte Perspektiven erschlossen.

Temkin hatte außerdem regelmäßig Sigerist zu vertreten, der in den Semesterferien wegen Vortragsreisen – und vielleicht auch wegen der drückenden Hitze – abwesend war; Temkin konnte sich da nur in das klimatisierte Kino zurückziehen, wo er in der ersten Reihe sitzend seine Geschäftspost erledigte und Manuskripte durchsah. 1935 erhielt er als Anerkennung eine außerordentliche Professur, 1938 die amerikanische Staatsbürgerschaft. Trotz der ungewohnten Pflichten nahm Temkin seine Forschungstätigkeit zügig wieder auf und publizierte zur antiken Medizin, seinem lebenslangen Lieblingsthema, aber auch darüber hinausgehend zu den alten Hochkulturen, zu Paracelsus und Albrecht von Haller. Ein viel benutzter Klassiker wurde seine Geschichte der Epilepsie (1945), die er von magischen Ursprüngen bis Charcot bzw. bis zur anatomisch-physiologisch basierten Hirnforschung verfolgte, wobei sein Schlusspunkt der englische Neuro-

loge John Hughlings Jackson (1835 bis 1911) ist, nach dem die Jackson-Anfälle benannt sind und der auch die „Dämmer-Attacken“ beschrieb. Bei der Bewältigung der für Temkin neuen Wissenschaftssprache Englisch half ihm seine Ehefrau, die teilweise auch als Mitautorin figurierte. Gegen Ende des Zweiten Weltkriegs fasste Temkin für das National Research Council den Forschungsstand zur Behandlung der kriegswichtigen Erkrankungen Gelbfieber, Malaria und Filariasis zusammen.

Ein Jahrhundert Medizingeschichte

In der McCarthy-Ära änderte sich das Gesicht des Instituts in Baltimore: 1947 kehrte Sigerist in die Schweiz zurück, was auch Edelstein und Ackerknecht zu einem Stellenwechsel veranlasste. Bis zur Neubesetzung des Lehrstuhls 1949 hielt Temkin mit einem auf die Hälfte reduzierten Personalbestand die medizinhistorischen Fahnen in Forschung und Lehre aber weiterhin hoch, und ihm oblag auch zwanzig Jahre lang (1948 bis 1968) die Redaktion des bis heute renommierten „Bulletin of the History of Medicine“, bei der ihn seine Gattin unterstützte. Sigerists Nachfolger Richard Harrison Shryock (1893 bis 1972) war allerdings –

wenn auch der Sozialgeschichte der Medizin zugeneigt – Allgemeinhistoriker, sodass Temkin weiterhin allein für die geisteswissenschaftliche Ausbildung der Medizinstudierenden zuständig blieb. Das schlug sich über viele Jahre hinweg in reflektierenden Publikationen über die Funktion des Faches sowie in bemerkenswerten Texten über historische Grundlagen moderner Medizinkonzepte (wie zum Beispiel die Vorstellung der „Infektion“, 1953) nieder.

Nach Shryocks Emeritierung 1958 wurde Temkin – endlich – zum Institutsdirektor ernannt. In den zehn Jahren bis zu seinem Eintritt in den Ruhestand gelang es Temkin, nicht nur neue Themenfelder zu erobern (zum Beispiel die deutschen Vorläufer Darwins um 1850, 1959), sondern auch zwei begabte Nachwuchswissenschaftler heranzuziehen, die später seine Nachfolge antreten sollten: Lloyd Grenfell Stevenson (1968) und Gert H. Brieger (1984).

Es war Temkin vergönnt, noch gut zweieinhalb Jahrzehnte nach seiner Pensionierung bei guter Gesundheit und voller Motivation medizinhistorisch weiterzuarbeiten. Obwohl mit höchsten wissenschaftshistorischen Ehren (u. a. dem Preis des American Council of Learned Societies, der

Welch-Medaille und dem Sarton-Preis) ausgezeichnet und gewähltes Mitglied in der American Philosophical Society, der National Academy of Sciences und der American Academy of Arts and Sciences, blieb Temkin stets bescheiden, freundlich und vor allem dem wissenschaftlichen Nachwuchs gegenüber interessiert, aufgeschlossen, ja neugierig. Er aktualisierte Bücher (zum Beispiel seine Geschichte der Epilepsie, 1971), näherte sich alten Themen aus der gereiften Erfahrung aus vielen Jahrzehnten Forschungsarbeit (zum Beispiel zum Galenismus, 1973) und ließ die wissenschaftstheoretischen und ethischen Probleme der Medizin des 20. Jahrhunderts Revue passieren: 1991 griff er nochmals die Frage des Nachlebens von Hippokrates in der Antike auf und untersuchte die Entstehung der biografischen Legenden um den griechischen Arzt. Er setzte dabei die hippokratische Medizin in einen konkurrierenden Gegensatz zu Heilkult und frühem Christentum, das wundertätige Heilige sowie – vor allem in der monastischen Medizin – den neuen Aspekt der Nächstenliebe und Barmherzigkeit einbrachte und den hippokratischen Eid entsprechend umdeutete. Obwohl seit der Mitte der Neunziger Jahre an den Rollstuhl gefesselt,

blieb Temkin bis zuletzt geistig bewundernswert frisch und wissenschaftlich aktiv. Wenige Wochen vor seinem Tod reichte er noch einen Aufsatz über einen spätalexandrinischen Arzt ein, den er mit seiner Tochter Judith Temkin-Irvine zusammen verfasst hatte. Zuletzt erschien 2002 – gedacht als Jubiläumsschrift zum 100. Geburtstag, aber dann gleichsam als Vermächtnis zu Temkins Tod am 18. Juli des gleichen Jahres – ein Sammelband mit Essays zu Medizinethik (eine Interpretation des Hippokratischen Eides, Respekt vor dem Leben in der Medizin, Verhältnis von Krankheitskonzepten und Moral), Medizin- und Wissenschaftsgeschichte sowie didaktischen und methodischen Überlegungen. Überall wird Temkins Grundanliegen deutlich, Medizingeschichte nicht als abgehobenes Orchideenfach zu verstehen, sondern als Instrument der Erziehung der Studierenden zu Ärztinnen und Ärzten, die in der Lage sind, über ihr Tun ethisch und wissenschaftstheoretisch zu reflektieren.

Literatur bei der Verfasserin

Korrespondenzadresse:
Prof. Dr. Dr. Ortrun Riha
Karl-Sudhoff-Institut, Universität Leipzig,
Käthe-Kollwitz-Straße 82, 04109 Leipzig

Jüdische Ärztinnen in Dresden

Die ersten Ärztinnen, die in Dresden tätig waren, sind schon lange vor der Zulassung von Frauen zum medizinischen Studium im Deutschen Reich hier zur Weiterbildung aufgenommen worden: In den Jahren 1873 bis 1878 konnten insgesamt sechs Frau-

en, die in der Schweiz ihr Medizinstudium absolviert hatten, im Rahmen des Hilfsärztlichen Externats eine mehrmonatige Assistenzarztstätigkeit am Königlich Sächsischen Entbindungs- und gynäkologischen Institut Dresden aufnehmen und wie ihre männlichen Kollegen Erfahrungen bei der Betreuung von Schwangeren, Gebärenden und Wöchnerinnen sowie neugeborenen Kindern sammeln. Zumindest ein Direktor der Königlichen Landesentbindungsschule, Franz von Winckel (1837 bis 1911), war so vorurteilsfrei, auch den Frauen eine Eignung für die ärztliche Tätigkeit zuzutrauen. Franziska Tiburtius (1843 bis 1927), eine Vorkämpferin für das Frauenstudium und eine der ersten deutschen Ärztinnen, berichtete ihrem Bruder: „Nachdem wir soviel abschlägige

Bescheide erhalten, bin ich sehr froh, hier zu sein und finde es sehr anerkennenswert und sehr weitherzig von Professor Winckel, daß er gegen den Strom schwimmt und uns hier annimmt. Seitdem die Prager den Entschluss gefasst haben, keine Frauen mehr zu den medizinischen Kliniken und Vorlesungen als Auditorinnen zuzulassen, ist dies ja der einzige Platz in Deutschland, der uns bleibt, um Erfahrungen zu sammeln [...]“ Es bedurfte eines weiteren vorurteilsfreien Mannes, des Naturarztes Heinrich Lahmann (1860 bis 1905), bis die erste „in der Schweiz approbierte Ärztin“ Milica Schwiglin (geb. 1867) in einem Dresdner Vorort im Sanatorium Weißer Hirsch ihre Tätigkeit aufnahm. Die erste Ärztin, die sich 1896 in eigener Praxis in Dresden und dann in Loschwitz niederließ,



Am Stadtkrankenhaus Dresden-Johannstadt arbeitete Alexandrina Kastner sechs Jahre. (Ansichtskarte, Institut für Geschichte der Medizin der TU Dresden)

war Anna Fischer-Dückelmann (1856 bis 1917). Sie hatte in Zürich studiert und promoviert und sammelte zunächst im Sanatorium des Naturheilkundlers Friedrich Eduard Bilz (1842 bis 1922) in Oberlößnitz praktische Erfahrungen, bevor sie nicht nur als Naturärztin arbeitete, sondern insbesondere mit ihrem in viele Sprachen übersetzten Bestseller „Die Frau als Hausärztin“ international bekannt wurde. Schließlich rechneten auch die deutschen Ärzte sie zu den bedeutendsten Medizinerinnen ihrer Zeit. Seit dem Jahr 1898 konnten auf Bundesratsbeschluss auch im Deutschen Reich Frauen zur Staatsprüfung zugelassen werden. Die erste in Deutschland approbierte Ärztin, die in Dresden arbeitete, war Agnes von Babo (1859 bis 1945). Sie eröffnete im Jahre 1903 eine eigene Praxis als Frauen- und Kinderärztin, wie auch die nächsten Ärztinnen ausschließlich diese Spezialisierung wählten – entweder allein in eigener Niederlassung oder auch als Assistenzärztinnen in der Kinderheilstation und im Säuglingsheim. Erst 1911 ließ sich hier eine Allgemeinärztin nieder. Langsam stieg die Zahl der Ärztinnen in Dresden und erreichte schließlich 1938 mit insgesamt 43 einen Höchststand. Sechs von ihnen wurden zu den Personen „mit jüdischer Abstammung“ gerechnet, im Jahr 1933 zählten noch acht der insgesamt 41 Dresdner Ärztinnen zu diesem Personenkreis. Ihr Anteil an der Gesamtzahl der in Dresden arbeitenden Ärztinnen war also relativ hoch und betrug so noch 1933 fast 20 Prozent. Dies ist umso bemerkenswerter, als in Sachsen der Anteil der von den Nürnberger „Rassengesetzen“ in den dreißiger Jahren als „jüdisch“ bezeichneten Ärzte an der Gesamtärzteschaft insgesamt niedriger war und in Dresden beispielsweise 1933 bei ca. 12 Prozent lag. Der rassistischen Verfolgung entzogen sich durch Emigration ca. die Hälfte der davon betroffenen Dresdner Ärzte und Ärztinnen, mindestens sieben von ihnen starben im Gefängnis oder im Konzentrationslager; von sechs Betroffenen ist überliefert, dass sie in dieser Zeit Suizid verübten. Das Schicksal vieler anderer bleibt ungeklärt.

Alle acht in Dresden 1933 tätigen „jüdischen“ Ärztinnen waren vor 1900 geboren worden. Sie hatten in den Jahren um den Ersten Weltkrieg herum (von 1911 bis 1923) ihr Staatsexamen absolviert und auch in dieser Zeit (1912 bis 1923) ihre ärztliche Approbation erhalten.

Die älteste von ihnen, Alexandrine Kastner (1877 bis 1942), hatte zunächst drei Jahre lang das Königliche Konservatorium für Musik in Dresden besucht, das sie 1901 mit dem Zeugnis der Reife als Konzertpianistin abschloss. Erst 1907 legte sie in München ihr Abitur ab, um dort Medizin zu studieren. Anschließend und nach Absolvierung ihrer Medizinalpraktikantenzeit in München und am Stadt Krankenhaus Dresden-Johannstadt 1914 nahm sie dort eine Hilfsarzt- und schließlich eine Assistenzarztstätigkeit auf. 1920 ließ sie sich als praktische Ärztin in der Eliasstraße nieder. Damit war sie mindestens zehn Jahre lang die einzige Ärztin „jüdischer Herkunft“, die in Dresden eine Allgemeinpraxis betrieb, denn erst 1931 etablierte sich Alice Seelig-Herz (1891 bis 1967) hier ebenfalls als praktische Ärztin. Sie hatte bereits seit 1916 an der Königlichen Frauenklinik in Dresden gearbeitet und sich hier spätestens 1922 als Fachärztin für Frauen- und Kinderkrankheiten niedergelassen. Diese Praxis hatte sie aber bereits im nächsten Jahr wieder aufgegeben und erst 1931 ihre ärztliche Tätigkeit wieder aufgenommen.



Gebäude B (für Geburtshilfe und Gynäkologie) der Neuen Königlichen Frauenklinik, an der Philippine Moses vor ihrer Niederlassung tätig war. (Ansichtskarte von 1912, Institut für Geschichte der Medizin der TU Dresden)



In der Abteilung für Hals-, Ohren- und Nasenkrankheiten des Stadtkrankenhauses Friedrichstadt arbeitete Philippine Moses auch nach ihrer Niederlassung vertretungsweise weiter. (Ansichtskarte, Institut für Geschichte der Medizin der TU Dresden)

Wandten sich die ersten Dresdner Ärztinnen insgesamt – scheinbar frauenspezifisch – überwiegend der Behandlung von kranken Frauen und Kindern zu, spezialisierten sich ihre Kolleginnen „jüdischer Herkunft“ ebenso wie jüdische Ärzte eher in kleinen, weniger beliebten und einträglichen Fachrichtungen. So waren drei von ihnen Dermatologinnen. Dora Gerson (1884 bis 1941) hatte bereits 1911 in Leipzig ihr Staatsexamen absolviert und im folgenden Jahr die ärztliche Approbation erhalten, als sie 1914 zunächst eine Tätigkeit am Dresdner Säuglingsheim aufnahm. Bereits im Oktober 1916 wechselte sie aber an die Äußere (dermatologisch-urologische) Abteilung im Stadt Krankenhaus Dresden-Friedrichstadt, wo sie bis 1920, zuletzt als Oberärztin, arbeitete. Danach ließ sie sich als „Fachärztin für Haut-, Geschlechts- und Blasenkrankheiten“ nieder und war damit



Am Marina-Anna-Kinderhospital versorgte Philippine Moses einmal wöchentlich kranke Kinder. (Bildstelle des Dresdner Stadtplanungsamtes)

eine der wenigen Urologinnen ihrer Zeit. 1923 oder 1924 bekam sie auf dem Gebiet der Dermatologie Konkurrenz von Frieda Scharfe (geb. 1893), die 1918 an der Wiener Universität promoviert worden war und sich nun ebenfalls in Dresden niederließ. 1929 schließlich eröffnete Brigitta Jähnig (geb. 1896) ihre dermatologische Praxis in Dresden, nachdem sie sich in den Jahren von 1925 bis 1928 als Volontär- und Hilfsärztin an der „Äußeren“ Abteilung des Stadtkrankenhauses Dresden-Friedrichstadt und als Hospitantin an der Universitätsklinik für Syphilis und Dermatologie in Wien die notwendigen Fachkenntnisse angeeignet hatte. Die Spezialisierung für Hals-, Nasen- und Ohrenkrankheiten wählte hingegen Philippine Moses (1888 bis 1972) nach ihrem 1914 in Leipzig abgeschlossenen Studium. Sie absolvierte bereits ihre Medizinalpraktikantenzeit an der Universitäts-Klinik und Poliklinik für Ohren-, Nasen- und Halskranke zu Leipzig und bildete sich dann während ihrer ärztlichen Tätigkeit am städtischen Rudolf-Virchow-Krankenhaus Berlin sowie ab 1916 an der HNO-Abteilung des Stadtkrankenhauses Dresden-Friedrichstadt weiter. 1918 ließ sie sich in eigener Praxis in der Dresdner Hechtstraße nieder, arbeitete aber auch vertretungsweise weiter am Friedrichstädter Klinikum und seit 1922 auch einmal wöchentlich bis zu dessen Schließung 1930 am städtischen Maria-Anna-Kinderhospital. Sie war sozial engagiert und behandelte an der Kinderpoliklinik in

der Johannstadt seit 1930 unentgeltlich die Kinder armer Eltern. 1932 wurde sie zur Vorsitzenden der Dresdner Ortsgruppe des Bundes Deutscher Ärztinnen gewählt. Eine eigene Praxis für Nervenheilkunde führte seit 1930 hingegen Valeria Handzel (geb. 1894). Sie hatte 1922 ihr Staatsexamen in Jena abgelegt, promoviert und ihre Approbation erhalten. Insbesondere während ihrer ärztlichen und heilpädagogischen Arbeit mit psychopathischen Kindern im Kinderheim Waldheim Wolfratshausen (bei München) sowie der Tätigkeit an der Dresdner Städtischen Heil- und Pflegeanstalt (Löbtau-er Straße) seit 1926 konnte sie psychiatrische Erfahrungen und Kenntnisse sammeln. Schließlich sei an dieser Stelle nur verwiesen auf die besondere Spezialisierung als Ärztin für Sozialhygiene und die herausragende wissenschaftliche Arbeit von Marta Fraenkel (1896 bis 1976), auf die Prof. Dr. med. Caris-Petra Heidel umfangreicher eingeht. Als 1933 die Nationalsozialisten an die Macht kamen und auch die Verfolgung der Ärzte und Ärztinnen „jüdischer Herkunft“ einsetzte, entschloss sich zunächst keine der Dresdner Betroffenen zur Emigration. Die nach ihrer Entlassung aus dem Deutschen Hygiene-Museum Dresden ihrer Lebensgrundlage beraubte Marta Fraenkel floh 1935 nach Brüssel. Erst nachdem 1938 allen „jüdischen“ Mediziner die Approbation entzogen worden war, gingen fünf weitere Dresdner ärztliche Kolleginnen 1938/39 in die Emigration.

Wohin Frieda Scharfe auswanderte, ist unklar. Ihr weiteres Schicksal ist ebenso ungeklärt wie das von Brigitta Jähnig, deren Spur sich nach ihrer Ausreise in die Schweiz verliert. Valeria Handzel erhielt in den USA eine ärztliche Lizenz und konnte dort in verschiedenen Krankenhäusern und -heimen arbeiten, bevor sie Mitte der 1970er-Jahre verstarb. Philippine Moses emigrierte 1939 nach Manchester (Großbritannien), wo sie zunächst als Haushaltshilfe unterkam. Später arbeitete sie an einer Ohrenklinik als Assistenzärztin und erhielt schließlich die Leitung der Klinik. Sie starb 1972 in Manchester. Dorthin war 1939 auch Alice Seelig-Herz geflohen, erhielt aber keine ärztliche Lizenz. Sie starb 1967 in Exeter/Devon. Dora Gerson hingegen musste 1935 ihre Praxis in Dresden schließen. Sie war ab 1936 als Hauswirtschaftsleiterin in der Israelitischen Gartenbauschule Hannover-Ahlem tätig. Nachdem ihr 1938 die Approbation entzogen worden war, erhielt sie 1940 die Zulassung als „jüdische Krankenbehandlerin“. 1941 schied Dora Gerson an ihrem 57. Geburtstag durch Suizid aus dem Leben. Alexandrine Kastner, die nach dem Entzug der Approbation und dem Selbstmord ihres Mannes 1938 nach Berlin gezogen war, wurde vermutlich 1942 in Treblinka ermordet. So konnten also lediglich drei der emigrierten Dresdner Ärztinnen in ihrer neuen Heimat wieder medizinisch tätig werden. Das berufliche Schicksal dreier weiterer ihrer Kolleginnen bleibt unklar. Tragisch endeten die Leben von Dora Gerson und Alexandrine Kastner, die in Deutschland geblieben waren und in den Selbstmord getrieben bzw. umgebracht wurden. Gegenwärtig wird in Dresden lediglich mit der Benennung eines Saales im Deutschen Hygiene-Museum an Marta Fraenkel erinnert.

Literatur bei der Verfasserin

Anschrift der Verfasserin:
Dr. Marina Lienert
Medizinische Fakultät Carl Gustav Carus
Dresden
Institut für Geschichte der Medizin
Fetscherstraße 74
01307 Dresden
Tel.: 0351 3177405

85 Jahre Israelitisches Krankenhaus-Eitingonstiftung

„... dass hier für die Genesung und Erholung der Kranken ... treffliche Bedingungen gegeben sind“ – Vor 85 Jahren wurde in Leipzig das Israelitische Krankenhaus-Eitingonstiftung eröffnet

Von 1919 bis 1928 unterhielt die Israelitische Religionsgemeinde zu Leipzig ein Krankenhaus mit einer Kapazität von 25 Betten. Mit der Einweihung des neu errichteten Israelitischen Krankenhauses im Mai 1928 wurde es aufgelöst. Die damit verbundene Stiftung hatte ihren Stiftungszweck erfüllt und wurde gleichfalls aufgelöst.

Bauherr des nunmehr in unmittelbarer Rosental-Nähe errichteten Krankenhauses war der Rauchwarenhändler Chaim Eitingon, der eigens dafür eine Stiftung schuf.

Baubeginn war Februar 1926. Am 17. Mai 1928 wurde das Haus eingeweiht. Vormittags 10.30 Uhr fand im Garten des Krankenhauses in Anwesenheit des Oberbürgermeisters Dr. Karl Rothe und zahlreicher anderer Persönlichkeiten der Stadt die Weihefeier statt. Die Weiherede hielt Rabbiner Dr. Ephraim Carlebach.

Das Krankenhaus war zunächst für 79 Betten ausgelegt. Bereits Anfang der „30er“ hatte es aber Platz für 89 Patienten. Es war ein sogenanntes Stubenkrankenhaus, das heißt, es gab keine Krankensäle. Das größte Krankenzimmer wies sieben Betten auf, daneben gab es Fünf-, Zwei- und Einbett-Zimmer. Chronisch Kranke und Sieche konnten nicht aufgenommen werden, auch eine spezielle Kinder- und geburtshilfliche Abteilung gab es nicht. Es stand übrigens allen Konfessionen offen. Motty Eitingon, ein Mitglied der Stifterfamilie, trug durch seine finanzielle Unterstützung entscheidend zu dem außerordentlich hohen medizinischen Standard bei.

Das Israelitische Krankenhaus war 1928 neben den Universitätskliniken das einzige Haus, welches über den

neuesten Röntgendiagnostikapparat und einen Pantostaten verfügte. Die Abteilung für physikalische Behandlung ermöglichte die modernste Wärme-, lichttherapeutische und Strahlenbehandlung.

Nicht nur die medizinischen, sondern alle Bereiche dieses Hauses wiesen modernsten Standard auf und garantierten so die gesundheitliche Betreuung der Kranken auf höchstem Niveau.

Das Krankenhaus wurde von den beiden „klassischen Disziplinen“ der Medizin, der Inneren Medizin und der Chirurgie, bestimmt.

Als Leitende Ärzte dieser Bereiche wurden der Internist Dr. med. Pascal Deuel (1885 bis 1932) und der Chirurg Dr. med. Ludwig Frankenthal (1885 bis 1944) berufen.

Dr. Pascal Deuel erreichte internationale Bekanntheit durch seine Beteiligung an den Forschungen zu den Friedmannschen Impfungen. Dr. Ludwig Frankenthal gilt als Erstbeschreiber des Verschüttungssyndroms (Crushsyndrom) und schrieb damit auch Medizingeschichte.

Beide Ärzte beeinflussten, ja bestimmten mit ihrer Persönlichkeit und Autorität, mit ihrer fachlichen Kompetenz und nicht zuletzt durch ihre beachtenswerte wissenschaftlich-publizistische Tätigkeit sehr schnell das Renommee des Hauses und sorgten dafür, dass sich Ansehen und Ruf des Hauses rasch weit über Leipzigs Grenzen verbreiteten. Zu den Ärzten, die die Anfangsjahre des Krankenhauses mitgestalteten, gehörten neben den beiden Chefärzten zwei Assistenzärzte, zwei Hilfsärzte, zwei Volontärärzte und je Abteilung zwei Medizinalpraktikanten. Die Funktion der Oberin bekleidete von 1928 bis 1938 die erfahrene Krankenschwester Anne Pardo (1885 bis 1942), die vom Israelitischen Schwesternheim in Hamburg gewonnen werden konnte. Anfang 1939 kehrte sie nach Hamburg zurück. Sie kam 1942 im Vernichtungslager Kulmhof (Chelmno) um. Dr. Deuel war schon als Leiter des Krankenhauses ein erfahrener, bekannter und beliebter Arzt und Kollege. Dr. Frankenthal galt als strenger



Dr. med. Pascal Deuel und Dr. med. Ludwig Frankenthal (v.l.) am Eingang zum Israelitischen Krankenhaus, 17. Mai 1928
Reproduktion, mit Genehmigung von Bernd-Lutz Lange, Leipzig

und äußerst konsequenter Chef, der stets sehr hohe Anforderungen an seine Mitarbeiter stellte und von ihnen – ob Assistenzarzt, Krankenschwester oder technische Kraft – absolute Disziplin, Unterordnung und Zuverlässigkeit forderte. 1932 verstarb Dr. Pascal Deuel ganz unerwartet während eines Kuraufenthalts. Mit dem Tod von Chaim Eitingon im Dezember 1932 hatten Krankenhaus und Stiftung innerhalb eines halben Jahres zwei maßgebliche Persönlichkeiten verloren. Prof. Dr. Martin Nothmann (1894 bis 1978), international bekannter Diabetesspezialist, kam aus Breslau nach Leipzig und wurde Nachfolger von Dr. Deuel.

Dem Krankenhaus blieben bis 1933, dem Jahr des radikalen und sich auf alle Lebensbereiche verheerend auswirkenden politischen und gesellschaftlichen Werteumbruchs in Deutschland, nur fünf Jahre Zeit, sich in der medizinischen und Kliniklandschaft Sachsens und Mitteldeutschlands insgesamt zu behaupten. Dies gelang nicht zuletzt dank der fachlichen Kompetenz der dirigierenden Ärzte sowie des achtköp-



Ruth und Dr. med. Manfred Bergmann im Garten des Krankenhauses, Frühjahr 1939
Reproduktion, mit Genehmigung von Renée Tyack, geb. Bergmann, London

figen Ärzteteams und des Engagements des gesamten Personals. Übrigens arbeitete auch der spätere Nobelpreisträger Sir Bernard Katz,

der als einer der letzten Juden noch promovieren durfte, aber keine Approbation mehr bekam, nach seiner erfolgreichen Promotion noch einige Monate als Volontär am Israelitisches Krankenhaus.

Im September 1935 waren dort außer den beiden Chefärzten noch zwei Assistenzärzte (Dres. Robert Kosiner und Manfred Bergmann), eine Hilfsärztin (Dr. Else Cohn) und ein Volontärassistent (Dr. Fröhlich) tätig, 1937 bildeten nur noch die benannten zwei Chefärzte und die zwei Assistenzärzte das Ärztekollegium des Krankenhauses.

Dr. Manfred Bergmann, (1907 bis 2000) studierte in Leipzig Medizin, wurde am 17. November 1933 zum Thema „Über Nieren- und Harnsteine im Kindesalter“ promoviert und erhielt im September 1934 die Approbation. Seit April 1933 war er Medizinalpraktikant, ab 1934 Hilfsarzt und ein Jahr später Assistenzarzt am Israelitisches Krankenhaus. Trotz der zunehmend schwieriger werdenden Wirkungsbedingungen des Krankenhauses setzte der Chefarzt der Chirurgischen Abteilung, Dr. Frankenthal, seine wissenschaftlich-theoretischen Arbeiten fort. Diese Arbeit neben seinen täglichen Pflichten als Arzt in der notwendigen fachlichen Versiertheit und Kontinuität zu leisten, war gerade in den Jah-

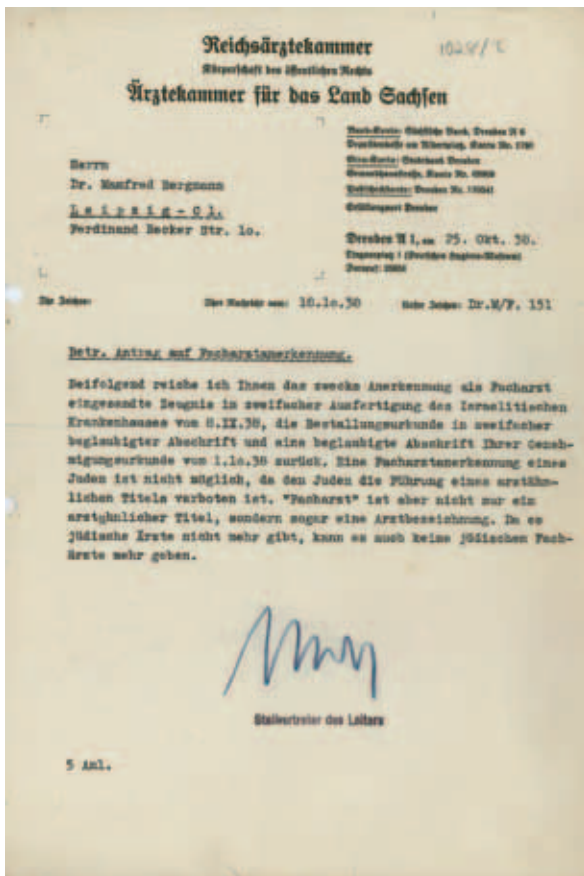
ren nach 1935 umso bewundernswürdiger, als er – als Mediziner jüdischer Herkunft und Chefarzt Verantwortung für den sich immer komplizierter gestaltenden Betriebsablauf tragend – zunehmend mit beträchtlichen Existenzschwierigkeiten des Hauses und seiner Mitarbeiter zu kämpfen hatte. Und alle diese Probleme regten sicher nicht unbedingt zu freier wissenschaftlicher Tätigkeit an. Selbst in den Jahren 1936/37 waren aber Frankenthals Forschungsergebnisse noch gefragt, und es wurden seine wissenschaftlichen und praktischen Arbeitsergebnisse in renommierten Fachzeitschriften veröffentlicht.

Dr. Frankenthal, Prof. Dr. Nothmann, Dr. Kosiner und Dr. Bergmann gehörten nach dem 30. September 1938, dem Tag, an dem die Aberkennung der Approbationen für jüdische Ärzte in Kraft trat, zu den 14 für Leipzig zugelassenen „Krankenbehandlern“. Sie durften im Krankenhaus weiterarbeiten.

Eines konnte das Krankenhaus aber in dieser für alle jüdischen Ärzte existenzbedrohenden Situation nicht sein – so wie zum Beispiel das Berliner Jüdische Krankenhaus ein Ort zumindest temporären „Schutzes“ für Niedergelassene, die in dem Krankenhaus eine Zeitlang ihre berufliche Existenzmöglichkeit fanden. Dazu war das hiesige Krankenhaus zu klein und hatte zudem andere Unterstellungsverhältnisse.

In der Nacht vom 9. zum 10. November 1938 zerstörten die Pogrome letzte Hoffnungen.

Von da an gab es nur noch Restriktionen, Verhaftungen, Deportationen, Vernichtung, und auch das Krankenhaus blieb davon nicht verschont. SA-Scharführer und NSDAP-Mitglied H.G. Str., Betriebsmeister bei der Leipziger Stadtreinigung, gab nachweislich den ihm untergebenen Mitarbeitern die Anweisung zur bewaffneten Stürmung des Israelitisches Krankenhauses – „ohne Rücksicht auf Verluste“. Dieser Aufforderung verweigerten sich die Männer – was übrigens außer üblen Beschimpfungen durch Str. keine weiteren Folgen hatte. So blieb das Krankenhaus von Zerstörungen verschont.



Ablehnung des Facharztstatus' für Dr. Bergmann durch die Reichsärztekammer, Oktober 1938
Reproduktion, mit Genehmigung der Wiener Library, London, Nr. 4970

Dennoch war seit dieser Nacht das Krankenhaus mehr denn je in seiner Existenz gefährdet.

Nicht nur dass mit einer Ausnahme, diese Ausnahme war der Chirurg Dr. Manfred Bergmann, am 10. und 11. November sämtliche Ärzte dieses Krankenhauses verhaftet und nach Buchenwald verschleppt wurden (Dr. Frankenthal mitten aus einer Operation, die Dr. Bergmann dann unter Gestapoaufsicht fortsetzen „durfte“), die ärztliche Betreuung jüdischer Patienten überhaupt war seit dieser Nacht nur mit größter Mühe aufrechtzuhalten.

Dr. Frankenthal kehrte zwar aus Buchenwald zurück, musste aber unmittelbar danach, im Dezember 1938 Deutschland verlassen.

Dr. Bergmann sicherte nach dem Novemberpogrom bis zu seiner eigenen Emigration im August 1939 zusammen mit Dr. Kosiner, der kurz vor Bergmann emigrierte, die medizinische Betreuung im Krankenhaus. Die Existenz und Arbeitsweise der medizinischen Einrichtung wurde jedoch immer mehr eingeschränkt, ohne sie indes ganz aufzuheben.

Der Chirurg Dr. Otto Michael (1876 bis 1944), der Ende November 1938 aus Buchenwald zurückkam, erhielt im Frühjahr 1939 doch noch die Zulassung als „Krankenbehandler“ und wurde von Gestapo und Gesundheitsamt zum Leitenden Arzt des Israelitischen Krankenhauses bestimmt.

Am 24.10.1939 erging über das Gesundheitsamt eine Meldung an das Leipziger Hauptverwaltungsamt, dass das Israelitische Krankenhaus von der Stadt übernommen worden sei.

Am weiteren Schicksal des Hauses hatte auch Prof. Dr. Kortzeborn, eine Koryphäe auf dem Gebiet der Chirurgie und Orthopädie, wesentlichen Anteil.

Prof. Kortzeborn richtete als designierter ärztlicher Leiter dieses Krankenhauses ein Schreiben an die Stadtverwaltung, in welchem er darauf aufmerksam machte, dass es nicht angehe, dass die „nichtarischen Kranken... mit allem, was sonst noch zum Krankenhausbetrieb gehört, versorgt werden müssen.

Unter anderem muss auch die Kost für die Nichtarier durch das arische Küchenpersonal bereitet werden. Hierzu kommt noch, dass auch die OP-Räume, die Apotheke, das Laboratorium etc. weiterhin für ärztliche Versorgung der Nichtarier zur Verfügung gehalten werden sollen.

Es bedarf wohl keiner weiteren Begründung, dass dieser Zustand... unerträglich ist, und dass es dringend erwünscht ist, dass dieser Zustand durch anderweitige Unterbringung der Juden beseitigt wird, noch bevor die Belegung des Krankenhauses mit arischen Volksgenossen erfolgt. Denn es kann diesen billigerweise nicht zugemutet werden, mit Juden unter einem Dach zu leben, geschweige denn, wie es bei der geplanten Organisation unvermeidlich ist, mit ihnen bei den verschiedenen Gelegenheiten in engste Berührung zu kommen (OP-Saal etc....).

Aus allen diesen Gründen bitte ich das Gesundheitsamt der Stadt dringend, Mittel und Wege zu suchen, wie die im Städtischen Krankenhaus „Ferdinand-Becker-Straße“ noch befindlichen nichtarischen Kranken möglichst bald anderweitig untergebracht werden können. Prof. Kortzeborn.“

Der 14. Dezember 1939 leitete – nicht zuletzt auf der Grundlage dieser „Eingabe“, das endgültige Ende des Krankenhauses ein. An diesem Tag erging an die jüdischen Mitarbeiter der Einrichtung auf Weisung von Gauleiter Martin Mutschmann ein Befehl der Gestapo, innerhalb von vier Stunden das gesamte Haus zu räumen und mit zwei Ärzten und den 21 Kranken in das Haus B 5 der Heil- und Pflegeanstalt Leipzig-Dösen einzuziehen.

Die hochmodernen medizinischen Einrichtungen durften nicht mitgenommen werden.

Nach dem September 1940 wurde das Krankenhaus in Dösen noch einmal verlegt – in das sogenannte Haus D. Beide Örtlichkeiten verfügten anfangs nicht über die erforderlichen Geräte und Einrichtungen, die eine operative und allgemein medizinische Versorgung garantieren. Die Israelitische Religionsge-

meinde hatte jeweils in beiden Stationen mit entsprechenden eigenen finanziellen Mitteln dafür zu sorgen, dass alle notwendigen Neuanschaffungen getätigt wurden.

In der schwierigsten Zeit der Existenz des Krankenhauses in Dösen sicherte Dr. Otto Michael mit jeweils nur einem Kollegen die medizinische Versorgung seiner Glaubensgenossen. Von Ende Oktober 1940 bis zu seiner Deportation nach Auschwitz im Juli 1942 war es Dr. Baruch Cires, der Dr. Michael aufopferungsvoll zur Seite stand und für die verbliebenen Patienten sorgte.

Hatte das Israelitische Krankenhaus im „Haus D“ bis 1941 bei einer maximalen Bettenkapazität von 26 Betten eine durchschnittliche Belegung von 17 bis 22 Patienten, sank die Patientenzahl ab Januar 1942, dem Beginn der Deportationen in Leipzig, kontinuierlich. Zuletzt hatten Dr. Otto Michael als Arzt und seine Helferin, Oberschwester Frieda Silberberg, noch neun Patienten.

Am 18. Juni 1943 wurde Dr. Michael nach Theresienstadt deportiert. Er starb dort am 15. Juni 1944. Frieda Silberberg kam in Auschwitz um.

Am 21. Juli 1943 fand in Dösen eine Unterredung zwischen Vertretern von Gestapo, Anstaltsdirektion und Stadtverwaltung statt. Zu diesem Zeitpunkt befanden sich noch sieben jüdische Kranke im Haus D. So wurde befunden, es sei nicht mehr vertretbar, dieses Haus „anderen dringlicheren Zwecken vorzuenthalten“, und festgelegt, „daß das Haus bis zum 15.8.1943 von den Juden geräumt werden soll und dann der Anstalt wieder zur Verfügung steht...“

Das Ende des Israelitischen Krankenhauses, der einst für alle Leipziger segensreichen Einrichtung, wurde somit im Juli 1943 endgültig von außen erzwungen und besiegelt – nur 15 Jahre nach seiner feierlichen Einweihung.

Literatur bei der Verfasserin

Anschrift der Verfasserin:
Dr. rer. pol. Andrea Lorz
Berkaer Weg 10
04207 Leipzig

Ausschreibung von Vertragsarztsitzen

Von der Kassenärztlichen Vereinigung Sachsen werden gemäß § 103 Abs. 4 SGB V folgende Vertragsarztsitze in den Planungsbereichen zur Übernahme durch einen Nachfolger ausgeschrieben:

Bitte beachten Sie folgende Hinweise:

*) Bei Ausschreibungen von Fachärzten für Allgemeinmedizin können

sich auch Fachärzte für Innere Medizin bewerben, wenn sie als Hausarzt tätig sein wollen.

Bei Ausschreibungen von Fachärzten für Innere Medizin (Hausärztlicher Versorgungsbereich) können sich auch Fachärzte für Allgemeinmedizin bewerben.

Nähere Informationen hinsichtlich des räumlichen Zuschnitts sowie der arztgruppenbezogenen Zuordnung zu den einzelnen Planungsbereichen bzw. Versor-

gungsebenen sind auf der Homepage der KVS (www.kvs-sachsen.de/mitglieder/arbeiten-als-arzt/bedarfsplanung-und-saechsischer-bedarfsplan) abrufbar.

Bitte geben Sie bei der Bewerbung die betreffende Registrierungs-Nummer (Reg.-Nr.) an.

Es wird darauf hingewiesen, dass sich auch die in den Wartelisten eingetragenen Ärzte bei Interesse um den betreffenden Vertragsarztsitz bewerben müssen.

Bezirksgeschäftsstelle Chemnitz

Reg.-Nr.	Fachrichtung	Planungsbereich	Bewerbungsfrist
Allgemeine fachärztliche Versorgung			
13/C060	Neurologie und Psychiatrie	Plauen, Stadt/ Vogtlandkreis	25.11.2013

Schriftliche Bewerbungen sind unter Berücksichtigung der Bewerbungsfrist an die Kassenärztliche Vereinigung Sachsen, Bezirksgeschäftsstelle Chemnitz, Postfach 11 64, 09070 Chemnitz, Tel. 0371 2789-406 oder -403 zu richten.

Bezirksgeschäftsstelle Dresden

Reg.-Nr.	Fachrichtung	Planungsbereich	Bewerbungsfrist
Hausärztliche Versorgung			
13/D037	Allgemeinmedizin*)	Radeberg	25.11.2013
Allgemeine fachärztliche Versorgung			
13/D038	Frauenheilkunde und Geburtshilfe	Dresden, Stadt	25.11.2013
13/D039	Chirurgie/Unfallchirurgie (Vertragsarztsitz in einer Berufsausübungsgemeinschaft)	Weißeritzkreis	11.12.2013

Schriftliche Bewerbungen sind unter Berücksichtigung der Bewerbungsfrist an die Kassenärztliche Vereinigung Sachsen, Bezirksgeschäftsstelle Dresden, Schützenhöhe 12, 01099 Dresden, Tel. 0351 88 28-310 zu richten.

Bezirksgeschäftsstelle Leipzig

Reg.-Nr.	Fachrichtung	Planungsbereich	Bewerbungsfrist
Allgemeine fachärztliche Versorgung			
13/L037	Psychologische Psychotherapie (Verhaltenstherapie)	Leipzig, Stadt	11.12.2013

Schriftliche Bewerbungen sind unter Berücksichtigung der Bewerbungsfrist an die Kassenärztliche Vereinigung Sachsen, Bezirksgeschäftsstelle Leipzig, Braunstraße 16, 04347 Leipzig, Tel. 0341 24 32-153 zu richten.

Abgabe von Vertragsarztsitzen

Von der Kassenärztlichen Vereinigung Sachsen werden folgende Vertragsarztsitze zur Übernahme veröffentlicht.

Bezirksgeschäftsstelle Chemnitz

Fachrichtung	Planungsbereich	Bemerkung
Hausärztliche Versorgung		
Allgemeinmedizin*)	Auerbach	Praxisabgabe ab sofort
Allgemeinmedizin*)	Chemnitz	Praxisabgabe ab 3/2014
Allgemeinmedizin*)	Zwickau	Praxisabgabe nach Absprache
Allgemeinmedizin*)	Zwickau	Praxisabgabe ab 4/2014

Interessenten wenden sich bitte an die Kassenärztliche Vereinigung Sachsen, Bezirksgeschäftsstelle Chemnitz, Postfach 11 64, 09070 Chemnitz, Tel. 0371 2789-406 oder-403.

Bezirksgeschäftsstelle Dresden

Fachrichtung	Planungsbereich	Bemerkung
Hausärztliche Versorgung		
Allgemeinmedizin*)	Zittau	Praxisabgabe 06.01.2014

Interessenten wenden sich bitte an die Kassenärztliche Vereinigung Sachsen, Bezirksgeschäftsstelle Dresden, Schützenhöhe 12, 01099 Dresden, Tel. 0351 8828-310.

Bezirksgeschäftsstelle Leipzig

Fachrichtung	Planungsbereich	Bemerkung
Hausärztliche Versorgung		
Allgemeinmedizin*)	Torgau	

Interessenten wenden sich bitte an die Kassenärztliche Vereinigung Sachsen, Bezirksgeschäftsstelle Leipzig, Braunstraße 16, 04347 Leipzig, Tel. 0341 24 32-153 oder 154.

Kreisärztekammer Dresden (Stadt)

Die Kreisärztekammer Dresden (Stadt) lädt zur Seniorenveranstaltung am **Dienstag, dem 3. Dezember 2013, um 15.00 Uhr**, in den Carl Gustav

Carus Saal der Sächsischen Landesärztekammer ein.

ReferentIn: Dr. med. Barbara Schubert, Chefärztin der Fachabteilung Onkologie, Geriatrie und Palliativmedizin des St. Joseph-Stifts Dresden. Im Anschluss freuen wir uns, Sie zum

weihnachtlichen Stollenschmaus in kollegialer Runde begrüßen zu dürfen.

Seien Sie herzlich willkommen!

Uta Katharina Schmidt-Göhrich
Vorsitzende der Kreisärztekammer Dresden
(Stadt)

Konzerte und Ausstellungen

Sächsische Landesärztekammer

Konzerte

Festsaal

Sonntag, 1. Dezember 2013

11.00 Uhr – Junge Matinee

Vorweihnachtliche Klänge zum 1. Advent

Es musizieren Schülerinnen und Schüler des Heinrich-Schütz-Konservatoriums Dresden e.V.

Lunchbuffett

„Adventsstimmung im Haus“

Um Reservierung wird gebeten.

Ausstellungen

Foyer und 4. Etage

Detlef Schweiger

schwarzweisstektonik
bis 24. November 2013

Doris Granz

Lichtung.Malerei

28. November 2013 bis 19. Januar 2014

Vernissage: Donnerstag,

28. November 2013, 19.30 Uhr

Einführung: Karin Weber, Kunstwissenschaftlerin und Kuratorin, Dresden

Unsere Jubilare im Dezember 2013 – wir gratulieren !

60 Jahre

- 02.12. Phan Thi, Ly
09337 Hohenstein-Ernstthal
- 02.12. Dr. med. Schneider, Rainer
08606 Oelsnitz
- 07.12. Priv.-Doz. Dr. med. habil.
Burkhardt, Ullrich
04316 Leipzig
- 07.12. Dipl.-Med. Kampfmeier, Kay
04828 Pausitz
- 12.12. Dr. med. habil.
Diener, Christian
09376 Oelsnitz
- 14.12. Dr. med. Drescher, Susanna
09577 Niederwiesa
- 17.12. Dr. med. Springer, Skadi
04277 Leipzig
- 22.12. Dr. med. Nawroth, Ute
01445 Radebeul
- 23.12. Dr. med. Rothe, Peter
04416 Markkleeberg
- 23.12. Dr. med. Thomas, Claus
08064 Zwickau
- 26.12. Dr. med. Arnhold, Carmen
04159 Leipzig
- 26.12. Dr. med. Werner, Ingrid
08645 Bad Elster
- 27.12. Dr. med. Vogel, Isabella
08412 Werdau
- 28.12. Dipl.-Med. Dathe, Ute
04808 Wurzen
- 30.12. Dr. med. Schulze, Regina
01257 Dresden

65 Jahre

- 01.12. Dipl.-Med.
Fabian, Hannelore
01829 Stadt Wehlen
- 01.12. Dr. med. Renz, Jürgen
08060 Zwickau
- 03.12. Dipl.-Med. List, Reinhard
09350 Lichtenstein
- 05.12. Dipl.-Med. Graf, Manfred
09366 Stollberg
- 06.12. Dipl.-Med. Müller, Gudrun
04157 Leipzig
- 10.12. Feuerberg, Walter
09123 Chemnitz
- 10.12. Dr. med. Weise, Ulrike
02699 Königswartha
- 19.12. Dr. med. Kewitsch, Falk
04109 Leipzig
- 21.12. Dipl.-Med. Heerwald, Elvira
09366 Stollberg

- 24.12. Böhm, Helga
01219 Dresden
- 25.12. Prof. Dr. med. habil.
Morgner, Joachim
01454 Ullersdorf
- 25.12. Dr.-medic Rehner, Wilhelm
79837 St. Blasien
- 31.12. MUDr. Polak, Emil
01877 Bischofswerda

70 Jahre

- 01.12. Dr. med. Birke, Joachim
01445 Radebeul
- 01.12. Dr. med. Schadeberg, Ulrich
09599 Freiberg
- 01.12. Dr. med. Weber, Elke
01217 Dresden
- 03.12. Dr. med. Launer, Barbara
01328 Dresden
- 07.12. Dr. med. Pfeil, Bernd
04329 Leipzig
- 08.12. Dr. med. Gruner, Heidrun
09116 Chemnitz
- 08.12. Dr. med. Heidenreich-
Franke, Eva-Maria
01324 Dresden
- 08.12. Njoku-Röbller, Hannelore
09434 Krumhermersdorf
- 09.12. Dr. med. Steinert, Peter
08294 Löbnitz
- 11.12. Doz. Dr. med. habil.
Schier, Erhard
04416 Markkleeberg
- 12.12. Dipl.-Med. Peter, Gisela
01217 Dresden
- 12.12. Wittig, Heidi
01877 Rammenau
- 17.12. Dr. med.
Schuhknecht, Karin
08626 Adorf
- 18.12. Richter, Christa
01309 Dresden
- 21.12. Dr. med. Pittner, Bernd
04420 Markranstädt
- 22.12. Dr. med. Hache, Barbara
08056 Zwickau
- 22.12. Müller, Monika
01187 Dresden
- 24.12. Dr. med. Schmidt, Angelika
09221 Adorf
- 25.12. Dr. med. Heilmann, Horst
01558 Großenhain
- 26.12. Dr. med. Meißner, Just
04155 Leipzig
- 26.12. Dr. med. Ostwaldt, Frank
01217 Dresden
- 27.12. Dipl.-Med.
Bochmann, Katharina
09392 Auerbach

- 27.12. Dr. med. Zuber, Barbara
01326 Dresden
- 31.12. Dr. med.
Backhaus, Henrike
01277 Dresden
- 31.12. Kühn, Karla
04288 Leipzig (Holzhausen)

75 Jahre

- 01.12. Dr. med. Berchtig, Frank
01309 Dresden
- 01.12. Dr. med. Börner, Gisela
04288 Leipzig
- 01.12. Dr. med. Freese, Karin
09600 Oberschöna
- 03.12. Schmole, Renate
04159 Leipzig
- 03.12. Dr. med. Spiller, Hildegard
04736 Waldheim
- 04.12. Dr. med. Door, Gerlind
04103 Leipzig
- 04.12. Dr. med. Thiel, Hans-Georg
08058 Zwickau
- 05.12. Priv.-Doz. Dr. med. habil.
Friedrich, Peter
04769 Seelitz
- 08.12. Dr. med. Eichler, Ursula
02736 Oppach
- 09.12. Dr. med. Muschter, Gisela
01257 Dresden
- 09.12. Dr. med. Sjunin, Ingrid
04703 Leisnig
- 12.12. Dr. med. Ruhslund, Christel
02827 Görlitz
- 13.12. Dr. med.
Heinicke, Hans-Dieter
01129 Dresden
- 16.12. Dr. med.
Zimmermann, Leonore
01326 Dresden
- 17.12. Dr. med.
Vogelsang, Günter
01689 Niederau
- 19.12. Schirmer, Werner
04420 Markranstädt/
Seebenisch
- 20.12. Dr. med. Schneider, Lothar
02977 Hoyerswerda
- 23.12. Prof. Dr. med. habil.
Kunath, Bernhard
01259 Dresden
- 24.12. Dr. med. Schiller, Klaus
08371 Glauchau
- 25.12. Dr. med. Felgentreu, Paul
09127 Chemnitz
- 26.12. Dr. med. Sachse, Helga
01067 Dresden
- 27.12. Dr. med. Schweinitz, Gisela
08527 Plauen

- 27.12. Prof. Dr. med. habil.
Witzleb, Wolf
01328 Dresden
- 28.12. Dr. med. Müller, Ingrid
09127 Chemnitz
- 29.12. Hoppe, Erhard
09648 Altmittweida
- 29.12. Werner, Hannelore
01877 Bischofswerda

80 Jahre

- 01.12. Dr. med. Börker, Gerta
09114 Chemnitz
- 02.12. Dr. med. Drechsel, Christel
09390 Gornsdorf
- 03.12. Prof. Dr. med. habil.
Schmidt, Joachim
01324 Dresden
- 11.12. Leja, Rita
01705 Freital
- 12.12. Dr. med. Zielinski, Christa
01257 Dresden
- 14.12. Dr. med. habil.
Voigt, Werner
09114 Chemnitz
- 22.12. Prof. Dr. med. habil.
Schwenke-Speck, Helga
04316 Leipzig
- 25.12. Prof. Dr. med. habil.
Henßge, Rolf
01239 Dresden
- 26.12. Dr. med. Hempel, Eberhard
09235 Burkhardtsdorf
- 30.12. Dr. med.
Schreitter, Joachim
08359 Breitenbrunn

81 Jahre

- 04.12. Dr. med. Genau, Fred
09119 Chemnitz
- 05.12. Dr. med.
Krämer, Karl-Heinz
04229 Leipzig
- 07.12. Dr. med. Wichan, Irene
01326 Dresden
- 08.12. Doz. Dr. med. habil.
Döring, Dieter
04703 Leisnig
- 08.12. Sachse, Liane
01129 Dresden
- 12.12. Dr. med. Kötz, Manfred
09119 Chemnitz
- 19.12. Dr. med. Flämig, Christel
01309 Dresden
- 24.12. Dr. med. Lehnert, Rolf
02681 Crostau
- 27.12. Dr. med.
Holfert, Hans-Peter
02827 Görlitz

82 Jahre

- 01.12. Dr. med.
Gamnitzer, Christa
04279 Leipzig
- 02.12. Dr. med.
Krondorf, Christine
09599 Freiberg
- 03.12. Dr. med. Heinzig, Barbara
04177 Leipzig
- 23.12. Dr. med.
Krumbiegel, Reiner
09366 Stollberg
- 30.12. Prof. Dr. med. habil.
Schubert, Ernst
09125 Chemnitz
- 31.12. Dr. med. Zahrend, Rolf
04758 Oschatz

83 Jahre

- 10.12. Satzger, Jelena
08056 Zwickau
- 30.12. Nowak, Margot
01217 Dresden

85 Jahre

- 02.12. Dr. med.
Winde, Eva-Brigitte
09456 Annaberg-Buchholz
- 10.12. Rother, Grete
01307 Dresden
- 14.12. Dr. med.
Graupner, Regina
01069 Dresden
- 21.12. Dr. med. Richter, Heinz
01277 Dresden
- 30.12. Dr. med. Seim, Günter
09111 Chemnitz

86 Jahre

- 06.12. Prof. Dr. med. habil.
Linde, Klaus
04279 Leipzig
- 09.12. Prof. Dr. med. habil.
Lohmann, Dieter
04299 Leipzig
- 13.12. Prof. Dr. med. habil.
Geiler, Gottfried
04277 Leipzig
- 21.12. Dr. med. Simon, Joachim
08060 Zwickau

87 Jahre

- 02.12. Dr. med. Gülke, Karl
08228 Rodewisch
- 19.12. Dr. med. Herrmann, Käte
01277 Dresden
- 29.12. Dr. med.
Spangenberg, Georg
04158 Leipzig

88 Jahre

- 19.12. Dr. med. Müller, Lenore
09603 Großschirma
- 30.12. Prof. Dr. sc. med.
Hajduk, Frantisek
09114 Chemnitz

89 Jahre

- 27.12. Dr. med. Staude, Sigrid
04416 Markkleeberg
- 31.12. Dr. sc. med.
Kretzschmar, Wolfgang
02625 Bautzen

91 Jahre

- 29.12. Dr. med.
Günther, Waltraute
04420 Markranstädt

93 Jahre

- 01.12. Dr. med. Wehnert, Hans
01454 Radeberg
- 15.12. Dr. med. von
Gebhardi, Rosemarie
08523 Plauen
- 17.12. Prof. Dr. med. habil.
Haller, Hans
01069 Dresden

99 Jahre

- 31.12. Dr. med. Born, Helmut
01326 Dresden

Wünsche, im Geburtstagskalender nicht aufgeführt zu werden, teilen Sie bitte der Redaktion des „Ärzteblatt Sachsen“ unter der Telefon-Nr.: 0351 8267161 oder per E-Mail: redaktion@slaek.de mit.

Die redaktionellen Artikel und ärztlichen Rubrikanzeigen finden Sie ca. 1 Woche vor Erscheinen des Heftes auch im Internet unter www.aerzteblatt-sachsen.de!

Jetzt auch mobil unter m.aebsax.de



Doris Granz – Lichtung

Eine ebenso leise, sensible wie intensive Auseinandersetzung mit Farbe und Form ist charakteristisch für das malerische Schaffen der 1966 in Kappeln an der Schlei geborenen Künstlerin. Doris Granz hat sich für ihre Kunst weniger Formen und Farben versichert. Lange dominierten



Doris Granz: Form in Grün; 2011, Öl auf Papier, 46 x 50 cm

Varianten des Vierecks ihre Bilder. „Gestempelt“ oder zu einer „Bildhaut“ collagiert (und teils wiederholt übermalt), erschienen sie als unterschiedliche, teils sich überlagernde Reihungen respektive Anordnungen. Bei den Farben dominierten Gelbtöne. Hinzu traten feine Abstufungen von Blau, etwas Grün sowie Weiß und Grau. Rottöne dagegen waren und sind wohl bis heute die Ausnahme. Und nur manchmal glitten Grau und Blau fast ins Schwarz. Wie die Mentalität der Schöpferin wohl eher auf Gleichgewicht und Harmonie gerichtet, jedes „Zuviel“ ihr wohl suspekt ist, gilt dies auch für ihre Bilder, zu denen in jüngerer Zeit großformatige, mehrteilige Werke gekommen sind. Die Bildsprache dieser Malerei auf Leinwand ist auf ihre Weise ebenso elementar wie in früheren Jahren. Das Farbspektrum bewahrt ebenfalls mehr oder weniger Kontinuität. Im Duktus aber zeigen sich Veränderungen: Die Farben schwingen – leicht wolkig – beispielsweise von hellen Grüntönen ins Blaue, von gelblichem Weiß ins helle Grün oder von Gelbtönen ins Weiß.

Bei aller Sanftheit kennt aber auch die Kunst von Doris Granz Spannungsmomente, die etwa aus der Nutzung der eigentlich konstruktiven Form des Vierecks und dem male- risch weichen Erscheinungsbild der Malerei resultieren oder dem subtilen, Zerstörungen einschließenden Aufbau der Bilder und jüngst auch aus der Kombination der Farben beziehungsweise der Kombination von lockerem Duktus im Farbauftrag und einer festeren, darin eingeschlossenen Form.

Doris Granz studierte zwischen 1992 und 1997 an der Hochschule für Bildende Künste Dresden in der Klasse für Freie Malerei von Horst Hirsig. An das Diplom schloss sich bis 1999 ein Meisterschülerstudium bei Günter Hornig an.

Dr. sc. phil. Ingrid Koch

Ausstellung im Erdgeschoss und im Foyer der vierten Etage vom 28. November 2013 bis 19. Januar 2014, Montag bis Freitag 9.00 bis 18.00 Uhr, Vernissage: 28. November 2013, 19.30 Uhr

Impressum

Ärzteblatt Sachsen

ISSN: 0938-8478
Offizielles Organ der
Sächsischen Landesärztekammer

Herausgeber:

Sächsische Landesärztekammer, KöR
mit Publikationen ärztlicher Fach- und Standesorganisa-
tionen, erscheint monatlich, Redaktionsschluss ist
jeweils der 10. des vorangegangenen Monats.

Anschrift der Redaktion:

Schützenhöhe 16, 01099 Dresden
Telefon: 0351 8267-161, Telefax: 0351 8267-162
Internet: <http://www.slaek.de>
E-Mail: redaktion@slaek.de

Redaktionskollegium:

Prof. Dr. Hans-Egbert Schröder (V.i.S.P.)
Prof. Dr. Jan Schulze
Dr. Günter Bartsch
Prof. Dr. Siegwart Bigl
Dr. Hans-Joachim Gräfe
Dr. Rudolf Marx
Prof. Dr. Peter Matzen
Uta Katharina Schmidt-Göhrich
Dr. Andreas Freiherr von Aretin

Dr. Roger Scholz
Ass. jur. Michael Schulte Westenberg
Knut Köhler M.A.

Redaktionsassistent: Ingrid Hüfner

Grafisches Gestaltungskonzept:

Hans Wiesenhütter, Dresden

Verlag, Anzeigenleitung und Vertrieb:

Leipziger Verlagsanstalt GmbH
Paul-Gruner-Straße 62, 04107 Leipzig
Telefon: 0341 710039-90
Telefax: 0341 710039-99
Internet: www.l-va.de
Geschäftsführer: Dr. Rainer Stumpe
Anzeigendisposition: Silke El Gendy-Johne,
Telefon: 0341 710039-94, se@l-va.de
Z. Zt. ist die Anzeigenpreisliste 2013 vom 1.1.2013 gültig.
Druck: Brühlsche Universitätsdruckerei GmbH & Co KG
Am Urnenfeld 12, 35396 Gießen

Manuskripte bitte nur an die Redaktion, Postanschrift:
Postfach 10 04 65, 01074 Dresden senden. Für unver-
langt eingereichte Manuskripte wird keine Verant-
wortung übernommen. Die Zeitschrift und alle in ihr
enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheber-

rechtlich geschützt, Nachdruck ist nur mit schriftlicher
Genehmigung des Herausgebers und Verlages statthaft.
Mit Namen gezeichnete Artikel entsprechen nicht
unbedingt der Meinung der Redaktion oder des
Herausgebers. Mit der Annahme von Originalbeiträgen
zur Veröffentlichung erwerben Herausgeber und Verlag
das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung in
gedruckter und digitaler Form. Die Redaktion behält
sich – gegebenenfalls ohne Rücksprache mit dem Autor
– Änderungen formaler, sprachlicher und redaktioneller
Art vor. Das gilt auch für Abbildungen und Illustrationen.
Der Autor prüft die sachliche Richtigkeit in den Korrek-
turabzügen und erteilt verantwortlich die Druck-
freigabe. Ausführliche Publikationsbedingungen: <http://www.slaek.de> oder auf Anfrage per Post.

Bezugspreise/Abonnementpreise:

Inland: jährlich 117,00 € incl. Versandkosten
Einzelheft: 11,20 € zzgl. Versandkosten 2,50 €

Bestellungen nimmt der Verlag entgegen. Die Kün-
digung des Abonnements ist mit einer Frist von zwei
Monaten zum Ablauf des Abonnements möglich und
schriftlich an den Verlag zu richten. Die Abonnements-
gebühren werden jährlich im voraus in Rechnung
gestellt.